

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

23. Jahrgang • Nr. 91 • Dezember 2011



CHANUKKA 5772

Inhaltsverzeichnis

Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge Mödling	Seite 2
Julia NEURUHRER	
Rabbinische Deutungen zur Herkunft und Bedeutung von Chanukka	Seite 4
Rabbiner Schlomo HOFMEISTER	
Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge Mödling	Seite 6
Julia NEURUHRER	
Auf dem Weg in die Reichshauptstadt. Der Aufbruch galizischer Juden und Jüdinnen nach Wien gegen Ende des 19. Jahrhunderts	Seite 24
Verena LORBER	
Erforschen – Bewahren – Erinnern. Eine Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte des Grazer jüdischen Friedhofes	Seite 28
Alexander VERDNIK	
Jetztzeit und Eingedenken – Walter Benjamins Geschichtsthesen	Seite 30
Domagoj AKRAP	
DAVID im Gespräch mit dem früheren Vizekanzler Dr. Erhard Busek	Seite 36
Alfred GERSTL	
Ein vergeblicher Versuch	
Die Sprache der Wiener Sefarden zwischen Spanien und dem Balkan	Seite 38
Michael HALÉVY	
Die Geschichte der Familie Grab von Hermannswörth	Seite 42
Jan ŽUPANIČ	
Falsche Freunde, unechte Feinde? Israel, die Türkei und der Iran – ein Plädoyer für die Entstaubung der israelischen Sicherheitsdiskussion	Seite 46
Gustav C. GRESSEL	
Allen Kriegstoten zum Gedenken	
Erinnerung an die jüdischen Opfer beim Leidensweg 1945	Seite 49
Alexander BARTHOU	
„Ostjuden“ – Geschichte und Mythos	Seite 50
Martha KEIL und Barbara STAUDINGER	
Juden in Orenburg	Seite 52
Manfred LEMM	
Ausstellungen in der Secession: David Maljkovic - Attila Csörgö - Lecia Dole-Recio	Seite 55
110 JAHRE KEREN KAYEMETH LEISRAEL	Seite 56
KKL-JNF	
Buchrezensionen	Seite 58
Leserbrief	Seite 62

Identität verlieren würden und selbst in ihrem eigenen Land nicht länger als Nation existieren würden, sobald sie aufhörten die Mitzwot zu halten sowie die Tora zu studieren und zu verstehen.

Gegen diese Verordnungen setzten sich die Makkabäer im Jahre 166 vor der allgemeinen Zeitrechnung zur Wehr. Unter der Führung von Jehuda HaMakkabi – sein Vater, der Priester Mattisjahu, hatte bereits zwei Jahre zuvor den Widerstand gegen die religiöse Unterdrückung durch die Hellenisten initiiert, indem er sich weigerte, den Befehl auszuführen, den griechischen Göttern zu opfern –, machten sie sich auf, die Stadt Jerusalem und den Tempelberg zu befreien. Vollkommen unerfahren, nicht als Soldaten ausgebildet, schlecht ausgerüstet und in jeder Hinsicht den Besatzungstruppen scheinbar unterlegen, kämpfte diese anfangs noch kleine Gruppe von frommen Juden – für das Überleben der Tora und des Judentums. Nach relativ kurzer Zeit schafften sie es tatsächlich, entgegen allen Erwartungen der Seleukiden, Jerusalem und den Tempelberg einzunehmen. Dies war das erste grosse Wunder, das wir an Chanukka feiern. Das zweite Wunder geschah dann im Rahmen der Wiedereinweihung des Tempels, als bekannterweise eine einzige zur Verfügung stehende Tagesration Öl in der Menora („Siebenarmiger Leuchter“) acht Tage hindurch brannte, bis neues Öl besorgt werden konnte.

Doch die Befreiung Jerusalems und des Tempels, die Ereignisse von Chanukka, waren erst der Anfang. Der geistige Kulturkampf gegen den Hellenismus und der physische Krieg gegen die Seleukiden im eigenen Land dauerte noch weitere 25 Jahre, wobei sowohl Jehuda HaMakkabi als auch drei weitere seiner Brüder und viele seiner Anhänger den Tod fanden; dennoch waren die Makkabäer letzten Endes erfolgreich. Das jüdische Volk blieb G-tt und seiner Tora treu.

Der Widerstand der Makkabäer und ihrer Zeitgenossen wurde zwar teilweise tatsächlich auch militärisch ausgetragen, war aber in aller erster Linie ein geistiger Kampf. Die Seleukiden wollten das Licht der Tora auslöschen und durch die hellenistische Lebensführung ersetzen – die der Midrasch als „Dunkelheit“ bezeichnet. Wie der Talmud berichtet, versuchten sie zuerst die Erwachsenen umzuerziehen, wenn nötig auch mit Gewalt. Als sie jedoch einsahen, dass dies nicht möglich war, denn die in ihrem Judentum fest verwurzelten Erwachsenen waren eher bereit, ihr Leben zu geben, als die Schabbat-Vorschriften zu brechen oder darauf zu verzichten, ihre Buben beschneiden zu lassen, begannen die Hellenisten, Einfluss auf die Kinder zu nehmen, was deren Eltern jedoch ebenfalls, durch die richtige Erziehung, erfolgreich verhindern konnten. Das hebräische Wort für Erziehung ist „Chinuch“; aus dessen Wortverwandtschaft mit „Chanukka“, lässt sich ein weiterer wichtiger Aspekt dieses Festes bereits am Namen erkennen.

In der besonderen Einschaltung „Al Ha-Nissim“ beim Tischgebet und in der Amida an allen acht Tagen von Chanukka danken wir G-tt für die Wunder, die Er da-

mals für die Befreiung unserer Vorfahren vollbracht hat, als die Hellenisten versuchten, „das Volk Israel die Tora vergessen und die Satzungen Seines Willens übertreten zu machen“. Wenn wir Chanukka feiern, geht es nicht nur darum, die Mitzwa des Anzündens der allabendlichen Chanukka-Lichter zu erfüllen, sondern wir feiern, dass wir heute die Freiheit und alle Möglichkeiten haben, unsere Religion zu praktizieren und unser Judentum authentisch zu leben. Möge das Licht von Chanukka uns und der ganzen Welt hell leuchten!

Chanukka Sameach & Fröhlichen Chanuko!! ■

BESONDERE HALACHOT FÜR SCHABBAT-CHANUKKA

Freitagnachmittag (vor Schabbat-Eingang) und am Samstagabend (nach Schabbat-Ausgang) gelten besondere Halachot für das Anzünden der Chanukka-Lichter. Während an den übrigen Abenden von Chanukka die Lichter immer erst bei Einbruch der Nacht angezündet werden, ist dies am Freitag so nicht möglich, da kurz vor Sonnenuntergang bereits der Schabbat beginnt, an dem das Anzünden von Feuer dem Torah-Verbot entsprechend nicht mehr möglich ist. Um dennoch die Mitzwa des Anzündens der Chanukka-Lichter für den Freitagabend erfüllen zu können, müssen diese bereits vor Schabbat-Eingang, also vor dem Anzünden der Schabbat-Kerzen angezündet werden. Auch müssen sie - da man nach dem Anzünden der Lichter prinzipiell kein Öl mehr hinzufügen darf - von Anfang an ausreichend Öl zur Verfügung haben (wenn man Kerzen benutzt, müssen diese gross genug sein um zwei Stunden lang zu brennen). Damit brennen die Chanukka-Lichter auch nach Einbruch der Nacht noch mindestens eine halbe Stunde, wodurch die Mitzwa von Chanukka erst erfüllt werden kann (Biur Halacha 672:1; Schulchan Aruch 675:2 und Mischna Berura 8).

Da alle Mitglieder des Haushalts (einschliesslich Übernachtungsgäste, die jedoch ihre eigenen Chanukiot im Hause des Gastgebers zünden) beim Anzünden der Chanukka-Lichter anwesend sein sollten, welches dem Anzünden der Schabbat-Kerzen direkt vorausgeht, müssen alle Vorbereitungen für Schabbat am Freitagnachmittag von Chanukka besonders frühzeitig abgeschlossen sein (Mishna Berura 672:10).

Da das Anzünden der Chanukia an allen Abenden (ausser Freitagabend) so bald wie möglich nach Einbruch der Nacht erfolgen sollte, entzündet man die Chanukka-Lichter in der Synagoge am Motzo'ai Schabbat nach Beendigung des Abendgebets, sogar noch vor Havdala. Und auch zu Hause zündet man, gemäss dem aschkenasischen Brauch, zuerst die Chanukka-Kerzen an und macht erst dann Havdala; in der sephardischen Tradition macht man jedoch zu Hause Havdala, bevor man die Chanukka-Lichter anzündet.

15:00 Uhr nachmittags mehrere Nationalsozialisten in die Synagoge ein, zerstörten die Altardecken, den Baldachin, zerschnitten einen Vorhang und zerschlugen drei Kerzenleuchter.“¹³ Ein weiterer Anschlag auf die Synagoge fand am Abend des 28. Septembers 1938 statt, bei dem alle Glasfenster und Beleuchtungskörper zerstört und der Altartisch und das Rednerpult beschädigt wurden.¹⁴ Ab 15. Oktober 1938 wurde Mödling ein Teil des Reichsgau Wiens und blieb bis zum 31. August 1954 der 24. Wiener Gemeindebezirk.¹⁵

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam es im November 1938 zur sog. Reichspogromnacht, in der etliche jüdische Synagogen und Bethäuser in Brand gesteckt und verwüstet wurden. Auch die Mödliner Synagoge wurde ein Opfer dieser Anschläge. Die freiwillige Stadtfeuerwehr, die zwar rechtzeitig eintraf, wurde beauftragt, lediglich die Nachbargebäude zu sichern.¹⁶ Die IKG Mödling wurde 1939 aufgelöst und in die IKG Wien eingegliedert. In den folgenden Jahren wurden nahezu alle Juden in Mödling deportiert. Ein paar Personen, wie zum Beispiel dem Dichter Dr. Albert Drach und dem Arzt Dr. Eisler, gelang die Flucht.¹⁷

Die Nordwand der Synagogenruine bestand noch bis 1987 und wurde im Rahmen der Recherchen zu dem Buch „Ausgelöscht; Vom Leben der Juden in Mödling“ von Roland Burger, Franz M. Rinner und Franz R. Strobl, eingehend analysiert und von Walter Ulreich fotografiert. Im Rahmen dieses Projekts wurden ausserdem Rekonstruktionspläne der Synagoge vom Architekt Christian Jabornegg angefertigt. Neben ein paar historischen Aufnahmen der Synagoge bildeten diese Pläne und Fotografien die Grundlage für die virtuelle Rekonstruktion der Mödliner Synagoge. Die meisten historischen Aufnahmen zeigen die zur Strasse orientierte, repräsentative Westfassade des Gebäudes, die aufgrund dieser Fotos genau rekonstruiert werden konnte. Im Wiener Stadt- und Landesarchiv wurden drei bemerkenswerte Fotografien von 1941 gefunden, welche die Synagoge nach der Zerstörung, jedoch noch teilweise mit Dachstuhl zeigen. Sie waren für die Rekonstruktion der Dachlandschaft und ihrer Unterkonstruktion sehr hilfreich. Ausserdem zeigen sie, dass das Ausmass der Zerstörung geringer war als gedacht, und somit eine Renovierung und Umnutzung, die vom ehemaligen Leiter der IKG Wien, Dr. Löwenherz, angestrebt wurde, vermutlich möglich gewesen wäre. Aufnahmen, die den Innenraum zeigen, konnten leider nicht gefunden werden. Hier lieferten nur schriftliche Aufzeichnungen aus den Bauakten, die „Mödlinger Nachrichten“ und Briefe von ehemaligen jüdischen Bewohnern ein paar Eindrücke.

Auf Grund des Mangels an Informationen wurden im Zuge der Rekonstruktionsarbeit der Thoraschrein und die Sitzbänke von der Synagoge in der Pazmantengasse in Wien, die ebenfalls von Architekten

Ignaz Nathan Reiser geplant wurde, übernommen. Die Lampen und der Luster wurden in Anlehnung an die Synagoge in St. Pölten, die zur selben Zeit errichtet wurde, computergestützt modelliert. Im heutigen Bestand befinden sich noch das Original-Gartentor, welches im Stiegenhaus des Mödliner Gymnasiums Untere Bachgasse 8 hängt, und ein Original-Kerzenständer, im Besitz von Franz R. Strobl. Das Ergebnis der Rekonstruktion ist ein virtuelles, dreidimensionales Gebäudemodell der Synagoge in Mödling und ihrer Umgebung.

Heute befindet sich auf dem Bauplatz der Synagoge ein neues Wohn- und Bürogebäude. Die Inschrift des im Oktober 2003 errichteten Mahnmals lautet:

„Zum Gedenken; An die von Architekt Ignaz Nathan Reiser erbaute und 1914 eingeweihte Synagoge, welche im Zuge der Novemberpogrome 1938 zerstört wurde, sowie an die 300 vom Nazi-Regime vertriebenen oder ermordeten jüdischen Bürger und Bürgerinnen unserer Stadt; Den Opfern zum Gedenken – Den Lebenden zur Mahnung!“ ■

1 Bauamt Mödling, Bauakt EZ 2020

2 Brugger, Eveline; Keil, Martha; Lichtblau, Albert; Lind, Christoph; Staudinger, Barbara; „Österreichische Geschichte – Geschichte der Juden in Österreich“, Verlag Carl Ueberreuter 2006, S. 174

3 Stein, Erwin; „Die Städte Deutschösterreichs, Band IX: Buch der Stadt Mödling“, Deutscher Kommunal Verlag GmbH 1933, S. 65

4 Stein, Erwin; „Die Städte Deutschösterreichs, Band IX: Buch der Stadt Mödling“, Deutscher Kommunal Verlag GmbH 1933, S. 66

5 Moses, Leopold; „Die Juden in Niederösterreich“, Verlag Dr. Heinrich Glanz 1935, S. 140

6 Burger, Roland; Rinner, Franz; Strobl, Franz; „Ausgelöscht - Vom Leben der Juden in Mödling“, edition umbruch 1988, S. 43 und 63

7 Julia Neurührer: Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Mödling; Diplomarbeit TU-Wien, 2011

8 Burger, Roland; Rinner, Franz; Strobl, Franz; „Ausgelöscht - Vom Leben der Juden in Mödling“, edition umbruch 1988, S. 69, 78ff.

9 Informationen aus Abbildungen und in: Burger, Roland; Rinner, Franz; Strobl, Franz; „Ausgelöscht - Vom Leben der Juden in Mödling“, edition umbruch 1988, S. 81ff.

10 Informationen aus Abbildungen und in: Burger, Roland; Rinner, Franz; Strobl, Franz; „Ausgelöscht - Vom Leben der Juden in Mödling“, edition umbruch 1988, S. 82f.

11 Mödliner Nachrichten 14. und 21.5.1927

12 Mödliner Nachrichten 30.4.1938

13 Anzeige des Gendarmeriepostenkommandos Mödling an das Bezirksgericht Mödling wegen Sachbeschädigung im jüdischen Tempel, 24. 5. 1938; in DÖW (Hrsg.) „Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934-1945, Band 2 und Band 3“, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1987 (1987)

14 NöLa, Akt 3778 V 1938, Anzeige der IKG Mödling an die BH Mödling vom 30. 9. 1938 in Lind, Christoph; „Der letzte Jude hat den Tempel verlassen, Juden in Niederösterreich 1938-1945“ Mandelbaum Verlag, Wien 2004, S. 159

15 Kunze, Gerhard; „Mödling; Eine Stadt zum Verlieben“, LW Werbe- u. Verlagsgesellschaft 2001, S. 179

16 Mödliner Nachrichten 12.11.1938

17 Waldner, Ilse; Waldner, Georg; „Das alte Mödling“, Verlag Jugend und Volk 1992, S. 12

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

ACHTUNG NEUE ADRESSE!!!

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, **Grübelstrasse 6**,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45
Handy: 0699 / 130 20 230,
E-mail: david_kultur@gmx.at

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des
Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindung: ERSTE BANK
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT052011131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,
Dr. Alfred Gerstl, Mag. Silvia Perfler, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Dr. Alfred Gerstl.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz, Maria Enzenberger,
Mag. Dr. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,
Dr. Pierre Genée, Ilse Gerhardt,
Mag. Dr. Gerald Gneist, Mag. Gustav C. Gressel,
Dr. Michael Halévy, Mag. Schlomo Hofmeister, MSc,
Mag. Dr. Arnold H. Kammel,
Prof. Dr. Josef Kern, Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader,
DI Isabella Marboe, Dr. Iris Meder,
Ing. Turgut Mermertas,
Mag. Dr. Ursula Prokop, Dr. Charles E. Ritterband,
Dr. Ines Sonder,
Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,
Naomi Felice Wonnenberg,
Halina Irena Zajac, ADir Gerhard Zirbs.

Grundlegende Richtung:
Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

**EDV-Koordination, Design
und grafische Gestaltung:**
Ing. Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:
Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Klampfer-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird
keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält
sich das Recht vor, Manuskripte zu kürzen bzw. zu
ändern. Beiträge von Gastautoren müssen nicht die
Meinung der Redaktion wiedergeben.**



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern
ein friedvolles Chanukkafest!

Mag. Veronika Mickel

Bezirksvorsteherin Josefstadt



*Ein friedliches
und schönes Chanukka-Fest*

*allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht*

*im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing*

*Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing. Heinz Gerstbach*

Brühl®



NEUE MODEWELTEN

Brühl

Schmiedgasse 12, 8010 Graz

House of Gentlemen®

Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Trachten Schlögl

Hauptplatz 3, 8010 Graz

Brühl Damen

Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Aus Anlass des Chanukka – Festes 5772 möchte ich der Lesergemeinde des DAVID als Außenminister der Republik Österreich meine besten Wünsche übermitteln. Möge das Fest der Lichter auch ein Licht des Friedens in die Welt tragen.

Shalom aleichem!



**Dr. Michael Spindelegger
Vizekanzler und Aussenminister**

 Bundesministerium für europäische
und internationale Angelegenheiten



parlamentsklub

Anlässlich des bevorstehenden Chanukkafestes möchte ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen ein schönes Fest und ein friedvolles Miteinander wünschen.

Möge für Sie und für uns alle eine Zeit voll Friede, Versöhnung, Verständnis und Liebe kommen!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'K Kopf'.

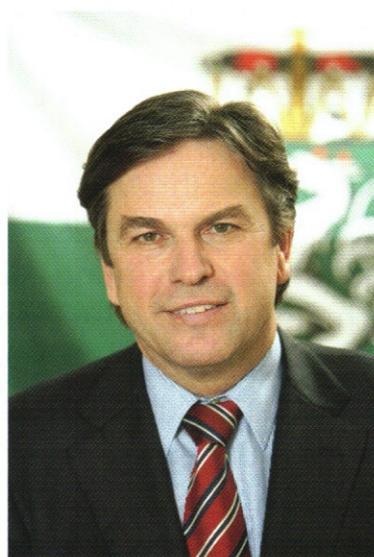
**Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann**



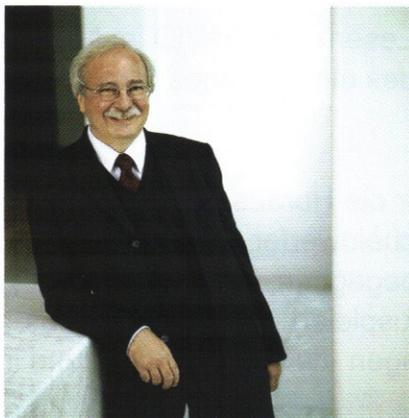
Zum diesjährigen Lichterfest wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie allen Leserinnen und Lesern des DAVID alles Gute!

Unabdingbare geistige Werte wie Toleranz, Vielfaltigkeit und gelebte Offenheit müssen in unserer Gesellschaft einen festen Platz einnehmen und wir haben gemeinsam dafür Sorge zu tragen, dass die vielleicht oft trennenden gesellschaftlichen Mauern abgebaut und durch Brücken der Menschlichkeit ersetzt werden. In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde in ganz Österreich, insbesondere unseren jüdischen Freundinnen und Freunden in der Steiermark, ein friedvolles und schönes Chanukka-Fest.

Mag. Franz Voves
Landeshauptmann der Steiermark



Die besten Wünsche zum Chanukka-Fest!



So wie die Christen Weihnachten feiern, feiern die Juden nun in ähnlicher Weise das Chanukka-Fest. Chanukka ist aber nicht nur ein Familienfest, es ist auch ein Fest freundschaftlicher Zusammenkünfte und des Lichts. Es wird der Sieg der Religionsfreiheit und der Selbstbestimmung eines Volkes gegen Unterdrückung gefeiert - einen Sieg von Werten, welche wir hoffentlich alle hoch halten, um das gleichberechtigte Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen zu ermöglichen. Die Basis dafür kann nur geschaffen werden, wenn wir gemeinsam gegen Antisemitismus, Rassismus, Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit auftreten.

Ich wünsche Ihnen, liebe jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger, ein recht angenehmes Chanukka-Fest. Genießen Sie die gemeinsamen Abende mit der Familie und Freunden.

Der Zeitschrift DAVID Danke dafür, dass sie uns an diesen jüdischen Festen immer mitleben lässt. Viel Erfolg weiterhin!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'J. Ackerl'.

Josef Ackerl
Landeshauptmann-Stv. von Oberösterreich



*Ich wünsche den
Leserinnen und Lesern
des DAVID sowie der
gesamten jüdischen
Gemeinde Österreichs
ein friedvolles
Chanukka-Fest.*

Alois Stöger
Bundesminister für Gesundheit



**BUNDESMINISTERIUM
FÜR GESUNDHEIT**



© Inge Prader

VBGMin. Mag^a. Renate Brauner



© Alexandra Kromus

StRin Sandra Frauenberger



© Peter Rigaud

StRin Mag^a. Sonja Wehsely



© Christian Houdek

StRin Mag^a. Ulli Sima



© Kurt Keinrath

Bgm. Dr. Michael Häupl

*Wir wünschen
allen jüdischen
Bürgern und Bürgerinnen
in unserem Lande
und allen Lesern des DAVID
ein schönes Chanukkafest.*



© Lukas Beck

VBGMin. Mag^a. Maria Vassilakou



© Ludwig Schedl

StR Christian Oxonitsch



© Ludwig Schedl

StR Dr. Michael Ludwig



© Peter Rigaud

StR Dr. Andreas Mailath-Pokorny



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung

Sehr geehrte Mitglieder der deutschsprachigen jüdischen Gemeinden,

viele Religionen kennen Lichterfeste in der Herbst- und Winterzeit. Der Gedanke dahinter oder der Anlass für die Feste mögen sich unterscheiden – brennende Kerzen und Geschenke aber scheinen das verbindende Element zu sein.

Auch Chanukka ist ein solches Lichterfest. Überall auf der Erde werden in jüdischen Familien die Chanukka-Tage – das Fest zur Erinnerung an das Lichtwunder im Tempel von Jerusalem – gefeiert. Chanukka bedeutet im wörtlichen Sinne „Einweihungsfest“ und meint die Wiedereinweihung des jüdischen Tempels in Jerusalem vor über 2000 Jahren. Chanukka ist durch dieses Lichtwunder für viele Juden gleichzeitig auch ein Symbol für das Wiedererwachen jüdischen Lebens durch die Gründung des Staates Israel vor 63 Jahren. Daher ist dieses Fest, insbesondere in politisch schwierigen Zeiten, ein Kraftquell für die Juden in aller Welt.

Das Lichterfest ist ein friedliches und besinnliches Fest im Kreise der Familie. Es erinnert uns daran, dass Toleranz und Akzeptanz ganz entscheidend dazu beitragen, dass Menschen offen und friedlich zusammen leben können. Was für die Familie gilt, hat auch für unsere demokratische Gesellschaft Gültigkeit. Offenheit gegenüber Menschen, Kulturen und Religionen ist Voraussetzung für ein friedvolles und sicheres Zusammenleben. In diesem Bemühen liegt der Grundstein einer demokratischen Gesellschaft, in der sich die Menschen mit Toleranz, Rücksicht und Geduld begegnen und Einschränkung und Ausgrenzung keinen Raum geben.

In diesem Jahr liegen Chanukka und das christliche Weihnachten besonders nahe beieinander. So, wie die Lichter des Chanukka-Leuchters und die Lichter der Adventszeit hier und überall nebeneinander leuchten, so können sie auch ein Symbol sein für das Miteinander der verschiedenen Religionen und Traditionen weltweit.

In diesem Sinne wünsche ich allen Mitgliedern der deutschsprachigen jüdischen Gemeinden ein frohes Chanukka-Fest!

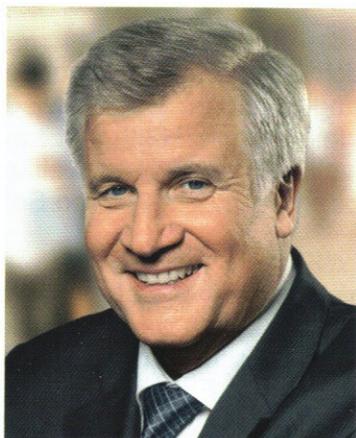
Ihr

Dirk Niebel

Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

Kurzbiographie:

Dirk Niebel ist Abgeordneter des Deutschen Bundestages seit 1998. Er war von 1998 – 2009 Stellvertretender Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe und von 2000 – 2010 Vizepräsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Seit 2009 ist er Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.



Zum Lichterfest Chanukka wünsche ich allen jüdischen Freunden im gesamten deutschsprachigen Raum alles Gute und viel Freude!

Horst Seehofer
Vorsitzender der Christlich-Sozialen Union
Bayerischer Ministerpräsident



Liebe Leserinnen und Leser,

in diesen Tagen feiern Sie Chanukka. Dazu möchte ich Ihnen im Namen der Freien Demokratischen Partei und natürlich auch persönlich herzliche Grüße übermitteln.

Acht Tage lang erhellen Kerzen – jeden Abend eine mehr - die dunkle Winterzeit im Dezember, bis schließlich alle acht Kerzen brennen. Das Lichterfest erinnert an die Rückeroberung Jerusalems und des heiligen jüdischen Tempels im zweiten Jahrhundert vor Christus. Das Wunder von Chanukka erzählt von der Hoffnung der Menschen, die Zuversicht für die Lösung schwieriger Situationen nicht zu verlieren.

Dieser Optimismus, der Glaube an eine bessere Zukunft, spricht Liberale an. Wir sehen in der Welt nicht nur das, was ist, sondern auch das, was werden könnte – die Potentiale persönlicher Entfaltung und die Chancen gesellschaftlicher Entwicklung, wie sie in einer freien Gesellschaft freier Menschen möglich ist. Der Philosoph Peter Sloterdijk nennt diese Haltung den „Möglichkeitssinn der wahren Liberalen“. Darin fühlen wir uns dem Staatsgründer Israels David Ben Gurion verwandt, der einst sagte: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“.

Daran erinnern wir uns auch in einer der schwierigsten Krisen Europas seit der Gründung der Europäischen Union. Die Fragen um die Zukunft unserer gemeinsamen Währung und um die Zukunft Europas insgesamt bewegen die Menschen auf unserem Kontinent. Wir als FDP stellen uns unserer Verantwortung für Deutschland und Europa. Es entspricht unserer liberalen Haltung und Tradition, den Weg für ein stabiles, freies, buntes und kulturell reiches Europa mit Leidenschaft und Vernunft mit zu gestalten. Die Einheit eines kosmopolitischen Europas in Freiheit ist ein Versprechen der Aufklärung, dem wir verpflichtet bleiben.

Ich wünsche Ihnen als Generalsekretär der FDP ein frohes und friedvolles Lichterfest!

Christian Lindner MdB
Generalsekretär der Freien Demokratischen Partei Deutschlands





Chanukka, das Lichterfest, verbinden die meisten Nichtjuden nur mit der Menora, dem Neunarmigen Leuchter.

Wer weiß aber, dass die Menora ein Zeichen der Hoffnung ist, wie auch wir Christen es in der Adventszeit feiern? Im vergangenen Jahr haben Rabbis eine große Menora direkt auf dem Pariser Platz errichtet. Dieses für alle sichtbare Zeichen jüdischen Lebens in Deutschland war für mich ein besonderes Hoffnungssymbol. Das Licht kann nicht erlöschen, solange es Menschen gibt, die es nähren und die Hoffnung leben.

An Chanukka kommen die Familien zusammen, versammeln sich um die Menora. Es wird gegessen, geredet und Andacht gehalten. Dies sollte uns auch in der Politik sowie im Miteinander Deutschlands und Israels Vorbild sein. Wir sollten unterstreichen, was uns verbindet, und nicht betonen, was uns trennt.

Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Chanukka und eine frohe Adventszeit.

Gitta Connemann

Mitglied des Deutschen Bundestages

Kurzbiographie: Gitta Connemann

Geboren am 10. Mai 1964 in Leer; evangelisch-lutherisch.

1983 Abitur. 1983/84 Ausbildung zur Verkäuferin.

1984–1990 Studium der Rechtswissenschaften in Osnabrück und Mainz, 1990–1993 Referendariat in Hessen.

1993–1995 Rechtsanwältin im Angestelltenverhältnis in Darmstadt, 1995–2001 Syndika bei einem Arbeitgeberverband in Oldenburg, seit 2001 selbständig als Rechtsanwältin in Leer/Ostfriesland.

Präsidentin des Landesverbandes Niedersächsischer Musikschulen. Vizepräsidentin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.

Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung für die Internationale Jugendbegegnungsstätte in Oswiecim/Auschwitz.

Vorstandsmitglied der Stiftung Diakonie im Landkreis Leer.

Mitglied des Beirates der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel.

Eintritt in die CDU 1996; seit 1996 kommunalpolitisch tätig, seit 2001 Mitglied im Kreistag des Landkreises Leer.

Mitglied des Bundestages seit 2002. Seit Beginn der 16. Wahlperiode Stellvertretende Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe.



Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift David,

im Namen der SPÖ Kärnten wünsche ich Ihnen und Ihrer Familie, sowie der gesamten jüdischen Familie in Österreich ein schönes und friedvolles Chanukka-Fest.

Ihr

LHStv. Dr. Peter Kaiser
Vorsitzender SPÖ Kärnten



Ich darf auf diesem Wege allen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Österreichs und insbesondere allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID alles Gute zum Lichterfest Chanukka wünschen!

Doris Bures
Bundesministerin für Verkehr, Innovation und Technologie



Allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein friedliches Chanukkafest wünscht

Bürgermeister
Dr. Peter Koits

im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels



Die Bezirksvorsteherin von Meidling
Gabriele VOTAVA
wünscht allen Leserinnen und Lesern
ein friedvolles Chanukkafest!

Dr. Friedhelm Frischenschlager

*Präsident der Europäischen
Föderalistischen Bewegung Österreichs*

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes Chanukkafest!



Mit den besten Glückwünschen
zum Chanukka-Fest
für die jüdische Gemeinde.

Der ÖVP-Klub der Bundeshauptstadt Wien

Klubobmann Dr. Fritz Aichinger



Namens der Tiroler Landesregierung
wünsche ich
allen Leserinnen und Lesern der
Zeitschrift DAVID sowie der
jüdischen Gemeinde in Tirol und in
ganz Österreich ein schönes
und friedliches Chanukkafest!

Günther Platter
Landeshauptmann von Tirol



St. Pölten wünscht der
jüdischen Gemeinde ein
fröhliches Chanukka-Fest!

Shalom aleichem!

Mag. Matthias Stadler
Bürgermeister der
NÖ Landeshauptstadt



**Liebe MitbürgerInnen
jüdischen Glaubens!**



Chanukka steht für die Selbstbestimmung
eines Volkes. Es zeigt, wie wichtig Wert-
schätzung und Toleranz sind.

Ich sehe es als Aufgabe verantwortungs-
voller Politik diese Werte zu vermitteln. In
diesem Sinne wünschen die SPÖ NÖ und
ich Ihnen ein schönes Chanukka Fest,

Sepp Leitner
Ihr Stv. Dr. Sepp Leitner

Der Landtags- und Gemeinderatsklub der SPÖ Wien



**wünscht allen Leserinnen und Lesern des David ein
schönes, friedvolles Chanukkafest.**

DI Rudi Schicker
Klubvorsitzender

Dr. Andreas Höferl
Klubdirektor

den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“ Benjamins Engel hätte gerne den Tikkun vollzogen und die ursprüngliche Harmonie wieder hergestellt, jedoch reichten seine Kräfte dazu nicht aus.⁷ Der Engel der Geschichte, oder besser gesagt, die Geschichte, ist eben nicht der Messias, sie ist nicht imstande, die Trümmer zusammenzufügen. Geschichte kann nicht die Erlösung bringen!

Jetztzeit

Wegen dieser historischen Erfahrung und des immer höher steigenden Trümmerhaufens, den Benjamin als Ergebnis des Fortschrittssturms versteht, verlangt er eine Neubewertung, einen radikalen Wandel in der Betrachtung des Historischen. Den Besiegten soll unsere Aufmerksamkeit gelten, denn ihnen war bis jetzt keine Stimme verliehen. Da Benjamin die Geschichte nicht als Fortschreiten in einer homogenen und leeren Zeit versteht, muss seine Kritik des Fortschritts auch eine Kritik des Geschichtsverständnisses umfassen. An dieser Stelle führt er einen für sein Denken charakteristischen Begriff ein – die Jetztzeit. Sie kann als schockartige Vergegenwärtigung der unfertigen Vergangenheit, des unabgeschlossenen Gewesenen, verstanden werden.⁸ „Die Geschichte ist Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit sondern die von Jetztzeit erfüllte bildet“, heisst es in der These XIV.

Damit wendet sich Benjamin entschieden gegen die Linearität, von der die Geschichtsschreibung ausgeht, gegen jegliches Akkumulieren von historischen Ereignissen, und fordert vom historischen Materialismus, „das Kontinuum der Geschichte aufzusprengen“ und jedes historische Ereignis als das zu betrachten, was es ist – eine Monade (Thesen XVI u. XVII). Dann kann er darin „das Zeichen einer messianischen Stillstellung des Geschehens“ erkennen, und die „unterdrückte Vergangenheit“ bekommt die Möglichkeit, gehört zu werden. Benjamin versteht Geschichte nicht als kontinuierlich sich entwickelnde Zeit und daher muss dieses vermeintliche Kontinuum aufgesprengt werden. Denn nur in der Gegenwart als der „Jetztzeit“ lassen sich verstreut Splitter der messianischen Epoche finden (Anhang A).

Im letzten Absatz der Thesen tritt noch ein weiterer Schlüsselbegriff Benjamins auf – das Eingedenken. Benjamin versteht darunter kein einfaches An- oder Gedenken (diese würden sich nur im Bereich des Erlebisses und der Emotion bewegen), sondern eine Erfahrung, die uns verbietet, die Geschichte grundsätzlich a-theologisch zu begreifen.⁹ Zwei Ereignisse aus der Vergangenheit rücken dabei in den Fokus des Eingedenkens – der seit der Geschichtsschreibung herrschende Kampf der Besiegten um ihren Platz in der Geschichte und die Vorstellung vom „verlorenen Paradies“, der idealen Gesellschaft aus ferner Vergangenheit, von der wir

uns, vom Fortschrittssturm gejagt, immer mehr und mehr entfernen. Wie viele politisch links stehende Intellektuelle richtete auch Benjamin seine Hoffnung auf ein Wiedererstehen einer „goldenen Vergangenheit“ in der unmittelbaren Zukunft – jeder Augenblick trägt potenziell die Jetztzeit in sich, und so „war [in ihr] jede Sekunde die kleine Pforte, durch die der Messias treten konnte.“¹⁰ ■

1 Vgl. Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, Frankfurt am Main 1977, I. 2, S. 691-704, auch in: ders.: Kairos. Schriften zur Philosophie, Frankfurt am Main 2007, S. 313-324.

2 So charakterisierte Michael Löwy Benjamins Thesen in: Erlösung und Utopie, Berlin 2002, S. 188.

3 Vgl. Gershom Scholem: „Benjamin [schrieb] nach seiner Entlassung aus dem Lager ... jene Thesen „Über den Begriff der Geschichte“, in denen sein Erwachen aus dem Schock des Hitler-Stalin-Paktes sich vollzog. (in: „Walter Benjamin und sein Engel“, Frankfurt am Main 1983, S. 64)

4 Vgl. Stephane Moses: Der Engel der Geschichte, Frankfurt am Main 1994, S. 139.

5 Wolfgang von Kempelen konstruierte 1769 einen Schachroboter (Kempelenscher Automat). Benjamin war für seine erste These wahrscheinlich von einer Erzählung Edgar Allan Poes „Maelzels Schachspieler“ inspiriert worden.

6 Vgl. Gershom Scholem, op. cit.

7 S. Gershom Scholem, ebenda, S. 66f. Scholem war überzeugt, Benjamin schwebte der Begriff des Tikkun in diesem Bild der These IX vor.

8 S. Caroline Heinrich: Grundriss zu einer Philosophie der Opfer der Geschichte, Wien 2004, S. 148.

9 Vgl. Michael Löwy, op. cit. S. 173f.

10 S. Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, I. 2, S. 704, bzw. in: Kairos. Schriften zur Philosophie, S. 324.

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in
Österreich
ein schönes und friedvolles
Chanukka-Fest!

secession

Die Vereinigung der bildenden KünstlerInnen
Wiener Secession wünscht ein schönes und
friedliches Chanukkafest!

Secession

Friedrichstrasse 12, A-1010 Wien

Öffnungszeiten:

Di - So: 10.00 - 18.00 Uhr

ausser:

24. Dezember: 10.00-16.00 Uhr

25. Dezember 2010: geschlossen

1. Jänner: 12.00-18.00 Uhr

**Familie
K. D. Brühl**

wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein schönes
Chanukka-Fest!

**Der Bezirksvorsteher
von Neubau
Mag. THOMAS BLIMLINGER**

wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein schönes
und friedliches Chanukka-Fest!



*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*

**HERMINE
MOSPOINTNER**

wünscht ein schönes
Chanukkafest!

www.schreiber.4t.com | Simmeringer Hauptstr. 244-246, 1110 Wien

SCHREIBER

Steinmetzbetrieb

und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern
ein schönes Chanukkafest!

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4, e-Mail: j.p.schreiber@aon.at

MICHAEL KOLING

Bezirksrat der
SPÖ -Alsergrund
wünscht allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
anlässlich der Feiertage
Gesundheit, viel Glück,
Erfolg und Frieden.

Bezirksvorsteher
NORBERT SCHEED

wünscht im Namen
der Bezirksvertretung
Donaustadt
allen jüdischen
BürgerInnen ein
friedliches Chanukka-Fest !

Ing. Franz Mészáros

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin

und Familie
1130 Wien, Schloss Schönbrunn,
Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91
wünschen allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest!

**FRAU MMAG. DDR.
ELISABETH
WIES - CAMPAGNER**

wünscht allen Freunden und
Bekanntem ein
Happy Chanukka

Die SPÖ Liesing
wünscht allen Leserinnen
und Lesern des DAVID
sowie der jüdischen
Gemeinde in Österreich
ein schönes und frohes
Chanukkafest!

TIBOR KARTIK
und Familie

wünschen allen Verwandten
und Freunden ein schönes
Chanukka-Fest!

Mag. Tina Walzer
und Familie

wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Chanukka-Fest!



alles gute zu channuka

wünschen ihnen

www.oeaab.com

bm mag. johanna mikl-leitner
öaab bundesobfrau

labg. mag. lukas mandl
öaab generalsekretär

... bleiben wir auch im nächsten jahr in kontakt

aab.tv
facebook.com/oeaab
twitter.com/oeaab_com

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Rotenturmstrasse 16-18/8

Telefon: +43 1/533 33 30-13

Fax: +43 1/532 84 83

E-Mail: office@lansky.at

wünschen allen Freunden, Bekannten
und Klienten in Wien und im Ausland
ein friedvolles Chanukkafest.

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Be-
kannten ein schönes und friedvolles

Chanukkafest!

Am Lugeck 1-2

1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,

Fax: +43 1 513 83 18-10

office@linnerth.com, www.linnerth.com



HOTEL
STEFANIE
WIEN

★★★★



SCHICK HOTELS – WIENS CHARMANTE PRIVATHOTELS

1020 Wien, Taborstrasse 12, Tel: 21150-0,

stefanie@schick-hotels.com, www.schick-hotels.com

Über 400 Jahre Tradition im ältesten 4-Sterne-Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt, präsentieren sich
120 Zimmer, Tagungsräume sowie das Restaurant als
gelungene Mischung aus Alt und Neu.

Auf Wunsch reservieren wir für Sie gerne koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Chanukkafest!**



Far East Land Bridge Ltd.

(Administration Office)

Salztorgasse 2/7a A-1010 Wien

Tel.: 01/214 75 97

Fax: 01/214 63 64

sales@fareastlandbridge.com

und Familie Gerendas

wünschen allen Freunden

und Kunden *ein schönes Chanukkafest!*



Der Bezirksvorsteher-
Stellvertreter von
Hietzing

REINHARD FEISTRITZER

wünscht allen

LeserInnen

ein schönes und

friedliches

Chanukkafest!

Die SPÖ Innsbruck

wünscht allen Leserinnen und

Lesern des DAVID

ein schönes und friedliches

Chanukkafest.



Innsbruck

oiiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1090 Wien

Berggasse 7

Tel. +43 (0)1/581 11 06

Fax +43 (0)1/581 11 06 - 10

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein schönes Chanukkafest

laufen. Beispielhaft sei, dass es an der derzeitigen EU-Wirtschaftskrise keinerlei Schuld trage. Etwas wehmütig sieht Busek, dass die mittelosteuropäischen Gesellschaften zu rasch den Idealen der westlichen Konsumwelt nachgelebt hätten. Auch mangle es manchmal noch an der Aufarbeitung der eigenen Geschichte, namentlich in Ungarn, wo Nationalismus und Antisemitismus heute wieder auflebten. Die ehemals „fröhlichste Baracke des Ostblocks“ habe immer eine Sonderstellung im Ostblock genossen und nach 1989 entsprechende Startvorteile besessen, doch, so Busek, habe Budapest in den 1990er Jahren den Anschluss an die Nachbarländer verloren. Kritisch hebt der Ost- und Südosteuropa-Experte aber auch hervor, dass in Europa vielfach noch das Wissen über diesen Teil Europas fehle. Zudem seien mittelosteuropäische Politiker in den EU-Institutionen immer noch unterrepräsentiert.

Eine andere Entwicklung durchlief Südosteuropa nach den Kriegen in den 1990er Jahren. Einerseits gäbe es zwar eine neue politische – und geografische – Landkarte; andererseits finde keine Aufarbeitung der Vergangenheit statt. Vielmehr instrumentalisieren die Regierungen mitunter vergangene Konflikte für die aktuelle Politik, unterstreicht Busek und verweist auf die territorialen Streitigkeiten zwischen Slowenien und Kroatien. Die Hoffnung des langjährigen EU-Südosteuropa-Beauftragten liegt auf der Jugend: Während Regierungspolitiker immer noch argumentierten, Kosovo sei „serbischer Boden“, stelle dieser Konflikt für die Jugend einfach kein Thema dar.

Der arabische Frühling 2011

Ein fundamentaler Umbruch wie 1989/91 Mitteleuropa erfasst zur Zeit die arabische Welt. Parallelen sieht Busek dennoch nicht – zu unterschiedlich seien die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Hintergründe. Abgesehen von Iran handle es sich im Nahen Osten um nicht-ideologische, jedoch autoritäre Regime. Der Westen, so Busek, habe sich mit diesen arrangiert, besonders habe dies für die Beziehungen zu Libyen unter Ghadhafi gegolten. Er betont, wie sehr der arabische Frühling sämtliche Beobachter überrascht habe.

In Bezug auf Israel streicht der ehemalige Vizekanzler hervor, dass nach dem Camp David-Abkommen von Begin und Sadat eine grosse Chance vergeben worden sei, den Konflikt endgültig zu lösen. Danach sei politisch wenig weitergegangen, auch der vom damaligen US-Präsidenten Bill Clinton angestossene Friedensprozess habe die Erwartungen letztlich nicht erfüllt. Israel sieht er heute aufgrund von zwei Entwicklungen besonders unter Druck: einerseits die hohe Geburtenrate der Palästinenser, andererseits bleibe Gaza, das von der Hamas beherrscht wird, ein Pulverfass, das noch nicht entschärft worden sei. Auf die Frage, ob Österreich politisch noch aktiv eine Rolle im Mittleren Osten, etwa als Vermittler, spielen könne, blickt Busek auf den früheren Bundeskanzler Bruno Kreisky zurück. „Damals hatte Österreich als neutrales Land noch einen grösseren Spielraum, heute sind wir in die EU eingegliedert und Teil von

dessen Politik.“ Ein weiterer Grund für die aktive Nahost-Politik in den 1970er und frühen 1980er Jahren war laut Busek: „Kreisky war überzeugt, der bessere israelische Aussenminister zu sein, und hat gerne israelischen Politikern die Welt erklärt.“ Kreiskys oftmals Israel-kritische und pro-palästinensische Politik führt Busek auf dessen politischen Erfahrungen im Österreich der 1930er Jahre mit Autoritarismus und Antisemitismus (der seinerzeit ja auch innerhalb der Sozialdemokratie von einigen Politikern vertreten worden ist; Anm. A.G.) zurück, die er nur unvollständig bewältigt habe. Dem Westen, so kritisiert Busek abschliessend, fehle eine aktive Strategie zur Lösung der Probleme im Nahen Osten, weshalb die Zeichen für ihn insgesamt eher auf Konflikt als Frieden stehen. ■

**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
ein friedliches Chanukkafest!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**
*wünscht allen Lesern des DAVID
ein gesundes, friedvolles und
schönes Chanukkafest!*

Für das Präsidium:

LAbg. ÖkRat Peter RIESER

Präsident

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Ehrenpräsident

Gen.Dir. a.D. Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

Oberst i. R. Alexander BARTHOU

Generalsekretär

W. HOFERAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied

RA Hofrat Bgdr Dr. Hans KASER

Kurator

ische aufzugeben, weil es ein Jargon sei, dem jede poetische Kraft fehlen würde (*jargon defecto de toda expresión poetica*).⁸ Kein Wunder also, dass die Zeitschrift El Progreso die Raschi-Schrift zu Gunsten der Lateinschrift aufgab. Für den in Wien zum Dr.phil. promovierten Philologen Kalmi Baruch jedoch bezeugte das Judenspanische die Identität der sefardischen Juden, das überdies geeignet war, als Verkehrssprache aller Sefarden im Orient und im Balkan zu dienen, auch wenn diese nicht mehr in der Lage sei, die Kultursprache einer modernen Gesellschaft zu sein.⁹

Ähnlich äusserte sich der bulgarische Arzt Saul Mezan, für den das Judenspanische nur noch eine tote Sprache war, ungeeignet für Wissenschaft und Literatur, aber geeignet, die Sefarden auf die Zukunft vorzubereiten.¹⁰ Kein Wunder also, dass nicht nur Zeitungen in judenspanischer Sprache erschienen, sondern auch Lehrbücher zum Erlernen der hebräischen Sprache!

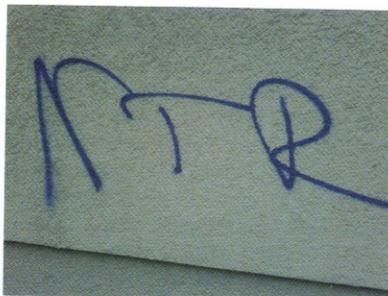
Einen guten Einblick in die ehrgeizigen Ziele und die geringen Erfolge der Esperanza, über deren Geschichte noch immer keine grundlegende Studie existiert, verdanken wir einem kurzen Text in kroatischer Sprache¹¹ der hier zum ersten Mal in deutscher Sprache publiziert wird:

Eine wichtige Tagung des sefardischen Gesellschaft Esperanza in Wien

Am Mittwoch, den 15. Februar führte die oben genannte Gesellschaft eine ausserordentliche Tagung durch, wozu alle sich in Wien ständig oder zufällig aufhaltenden Senioren der Gesellschaft, wie auch ihre Ehrenmitglieder, eingeladen waren. Die Initiative für diese Tagung gaben Senioren der Esperanza aus dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, die vor etwa einem Monat einen Appell in Bezug auf die Schenkung oder Leihgabe der Bibliothek der Esperanza an die gleichnamige Gesellschaft in Zagreb gerichtet hatten. Dieser Appell erfolgte in Rücksicht auf die allzu kleine Mitgliederzahl der heutigen Esperanza in Wien. Da die Esperanza in Wien eine Vereinigung von sefardischen Akademikern vom Balkan und aus dem Orient, besser gesagt aus der ganzen Welt ist, und da der Verkauf der Bibliothek die vorherige Liquidation der Gesellschaft voraussetzt, so hatte die angeführte Tagung zu allererst die Frage des Weiterbestehens oder der Auflösung der Gesellschaft zu behandeln. Vor dem Beginn der Diskussion über diese Frage hielt H. Samokovlija, Mitglied der Esperanza, der die Tagung der Versammlung einberufen hatte, ein Referat über die Krise der heutigen Esperanza und erklärte den Grund, aus welchen ihre Mitgliederzahl heute so gesunken ist. In Hauptzügen beschrieb er zuerst die Aktivitäten der Esperanza nach dem Weltkrieg, dann betonte er, dass das Jahr 1921, als die Gesellschaft ihr 25. Jubiläum feierte, auch das Jahr 1922 und, einschliesslich, das Jahr 1923, - als die Gesellschaft ihre Monatszeitschrift El Mundo Sefardi zu herausgeben und zu verlegen begann, - zum goldenen Zeitalter der Nachkriegsaktivitäten der Gesellschaft gehören. Die politische und wirtschaftliche Situation wie auch eine

GREEN – CONCEPTS biologischer Graffiti-entferner

Schützen sie Ihre Häuser und Immobilien



Kontaktieren Sie uns für eine Demonstration und schauen Sie auf unsere Website: www.green-concepts.at

**Wir wünschen allen
Freunden und Bekannten
ein schönes und friedvolles
Chanukkafest!**

Green Concepts – Bio Solution Die Vorteile auf einen Blick:

- Anti-Graffiti-Lösung zu 100 % biologisch abbaubar
- Offizielle Test Ergebnisse, EU-Sicherheitsdatenblatt
- Sehr Ökonomisch (mit Wasser verdünnbar)
- innen und aussen anwendbar
- Amerikanisches Produkt
- stark bei porösen Untergründen
- schonend bei lackierten Oberflächen
- Einfach in der Handhabung
- Empfohlen vom Obmann der Gebäudereinigung Wien



Bezugsquelle:

Handelsagentur Broneder
Babenbergersee 1/49
A-2482 Münchendorf

Tel/Fax: +43 2259 7118
Mobil: +43 664 3004185

E-Mail: broneder@aon.at

Website: www.green-concepts.at



- KOSHER



Schalom!
Alles Gute für
Chanukka und die
folgenden
Feiertage,
Frieden auf der Welt
wünscht
Josef Eichinger
Bezirksvorsteher Stv.
von Währing



Der Bezirksvorsteher
Gerhard Zatlökal
und die Mitglieder
der Bezirksvorsteherung 15
wünschen allen
jüdischen MitbürgerInnen
zu Chanukka alles Gute!

Die Wiener Sozialdemokratinnen und
Sozialdemokraten und ihr Vorsitzender,
Bürgermeister Dr. Michael Häupl, wünschen
allen Leserinnen und Lesern ein schönes und
friedvolles **Chanukka-Fest!**



LINNERTH

EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien
Tel.: +431-513 8318
www.linnerth.com

PAL ZILERI

J
JACOB COHEN

BOGLIOLI

GIMO'S

Gehalt zugunsten des Fonds ab, und weitere sechs Prozent zahlte die Firma. Die schlechter honorierten Arbeiter mussten nichts abführen, aber Grabs Unternehmen leistete für sie einen Beitrag in den Fonds in der Höhe von acht Prozent ihres Lohns.⁶ Am Anfang des 20. Jahrhunderts ging die Fabrik auf die Moritz' Söhne Emanuel (1868–1929) und Hugo (1872–1937) über. Emanuel widmete sich ganz der Firma. Er war Kommerzial- und Zollrat, und für seine humanitäre Tätigkeit und Verdienste um das Vorwärtsbringen der Industrie wurde er Ritter des Franz-Joseph-Ordens und des Ordens der Eisernen Krone der III. Klasse. Sein Bruder Hugo studierte Philosophie und erreichte die Doktorwürde. Wie sein Bruder wurde er zum Kommerzialrat ernannt, wurde auch Mitglied des Industrierats und mit dem Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet. Beide ausserordentlich spendenfreudige Brüder trugen zu wohltätigen Aktivitäten bei und setzten diese Tätigkeit auch während des Ersten Weltkrieges fort. Eben aus diesem Grund wurden sie am 8. März 1915 von Kaiser Franz Joseph I. in den Ritterstand erhoben. Am 26. Oktober desselben Jahres erhielten die Brüder ihren Adelsbrief mit dem ihnen das Prädikat Ritter Grab von Hermannswörth und ein Wappen erteilt wurden.⁷

Emanuel heiratete zweimal. Im Jahr 1897 vermählte er sich mit Ida Haurowitz (1874–1898), mit der er den Sohn Max Joseph (1897–1948) hatte. Im Jahr 1902 trat dann Emanuel zum zweiten Mal in den Stand der Ehe, diesmal mit Marie Henriette Neumann (1883–1954) aus einer Industriellenfamilie aus Liberec (dt. Reichenberg). In dieser Ehe wurde die Tochter Alice (1904–1991) geboren. Emanuels Familie siedelte sich noch vor dem Ersten Weltkrieg in Wien an, und nachdem die Adelstitel in Österreich im Jahr 1919 aufgehoben wurden⁸, nahm sie den Namen Grab-Hermannswörth an. Auf dem Wiener Friedhof in Döbling wurde auch eine neue Familiengruft gebaut, in der die sterblichen Überreste von Emanuel und seiner Frau Marie Henriette beigesetzt wurden.

Emanuels älteste Tochter Alice liess sich wegen der Eheschliessung mit dem Sohn des berühmten Komponisten Richard Strauss, Franz (1897–1980), taufen. Sie war persönliche Sekretärin ihres Schwiegervaters und später Treuhänderin seines Nachlasses. Während des Zweiten Weltkriegs versuchte Richard Strauss mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter, seinen jüdischen Verwandten zu helfen. In mehreren Fällen war seine Intervention ohne Erfolg, aber es gelang ihm, die Mutter von Alice, Marie Henriette, noch im Jahr 1938 in die Schweiz zu bringen, wo sie den Krieg überlebte. Alice musste sich erst seit Ende des Jahres 1944 vor den Nazis verstecken.

Emanuels jüngerer Sohn Paul Friedrich (1906–1924) war ein ausserordentlich talentierter Klavierspieler, er ist aber sehr jung gestorben. Die ältere Familienlinie setzte also dank dem älteren Sohn Max Josef (1897–1948) fort. Er war Prokurist und Miteigentümer der Familienfirma. Im Jahr 1919 trat er aus

der Jüdischen Gemeinde in Wien aus. Drei Jahre danach heiratete er Nelly Schweinburg (1899–1972), aber die Ehe wurde im Jahr 1933 geschieden. In Budapest heiratete er seine zweite Frau, Nadezsda Dimitrowa-Kalenowa. Max Josef überlebte den Zweiten Weltkrieg in Ungarn und starb drei Jahre nach Kriegsende in Budapest. Seine Frau lebte dort bis zum Volksaufstand im Jahr 1956, es gelang ihr, in die Schweiz zu emigrieren, wo sie auch starb.

In der ersten Ehe von Max Josef wurde der Sohn Richard (1927–2001) geboren. Kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs emigrierte er mit seiner Mutter und ihrem zweiten Mann Leo Grab in die Vereinigten Staaten, wo er den Namen de Grab annahm. Er wurde dort als Maler und Fotograf berühmt. Er war mehrmals verheiratet und hinterliess auch mehrere uneheliche Kinder. Seine Nachkommen leben bis heute in den USA.

Im Unterschied zum älteren Bruder blieb Hugo (1872–1937) in Prag, und nach 1918 erwarb er die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit. Schon im Jahr 1915 konvertierte Hugo mit seinen Söhnen zum Katholizismus. Hugos Prager Familiensitz war die sog. Grab Villa in Prag-Libeň in der Nähe des Anwesens Košinka. Dort war sowohl der Komponist Richard Strauss wie auch der Philosoph, Soziologe und Musiktheoretiker Theodor W. Adorno häufig zu Gast. Nach Emanuels Tod wurde Hugo der Alleinbesitzer der luxuriösen zweigeschossigen Residenz. Noch vor seinem Tod im Jahr 1936 wurde jedoch die Villa vermietet, und es wurde dort ein Wohnheim für Mädchen aus wohlhabenden Familien gegründet. Hugo starb im Jahr 1937 in Wien und wurde in der Familiengruft in Prag-Strašnice beigesetzt. Im Jahr 1901 heiratete er Elly Bloch (1882–1941?) mit der er die Söhne Hermann (1903–1949) und Leo (1908–1973) hatte. Elly wurde im Oktober 1941 ins Ghetto im polnischen Lodz deportiert, wo sie starb. Hugos älterer Sohn Hermann zählt zu den bedeutendsten und interessantesten Persönlichkeiten des ganzen Familiengeschlechts.⁹ Schon in seiner Kindheit zeigte sich seine ausdrucksvolle musikalische Begabung. Nach dem Besuch des deutschsprachigen Graben-Gymnasiums in Prag studierte er Philosophie und Musik an den Universitäten Prag, Wien, Berlin und Heidelberg. Daneben studierte er auch Jura, erwarb den Dokortitel und arbeitete ein halbes Jahr lang in einer Anwaltskanzlei, um unabhängig von seinem Vater zu sein. Daneben schrieb er als Musikkritiker für etliche deutschsprachige Prager Zeitungen, besonders für das Montagsblatt und Bohemia, und wurde als ausgezeichnete Klavierspieler berühmt. Er war auch mit Max Brod und Klaus Mann befreundet.

Als sich die Situation der tschechoslowakischen Juden nach dem Münchner Abkommen ernsthaft zu komplizieren begann, entschloss sich Hermann zu emigrieren. Im Februar 1939 wurde er zu einem Klavierkonzert nach Paris eingeladen, das sein Bruder Leo organisierte, und er kehrte nicht mehr zurück. Ohne Zweifel hatte er grosses Glück, denn seine Mutter und Grossmutter überlebten den Krieg

Bitte täglich füttern!



Jetzt im
neuen Design.



nach eigenem Bilde zu prägen und sich als Führungsmacht dieser Region, wenn nicht Weltmacht zu etablieren. Dass es hier nicht um Nachbarschaft, sondern um die Rolle der Führungsmacht in der sunnitisch-islamischen Welt geht, zeigt auch die Vernachlässigung der türkischen Beziehungen zu Israel, Zypern, Griechenland, Bulgarien, Rumänien und Armenien. Gerade die militärischen Drohungen gegen Zypern und Israel lassen aufhorchen.

Denn unter arabischen Nationen kann man kaum Führungsmacht werden, wenn man gegenüber Israel eine ausgewogene Politik fährt. Israel-Bashing als Vehikel der Stärkung der eigenen Beliebtheit in der arabischen Welt zu verwenden, ist ein bekanntes Spiel – der Iran suchte damit bereits seit Zeiten des Schahs arabische Bedenken gegen eine persische Vorherrschaft am Golf zu überdecken. Die Türkei als „Newcomer“, noch dazu als nicht-arabische Nation, muss hierzu besonders eifrig ans Werk gehen, will sie in der arabischen Öffentlichkeit anerkannt werden. Erdoğan's eigener Regierungsstil, die Kombination von Religiosität und Populismus, ist alleine schon ein guter Nährboden für anti-israelische Agitation. Ihn in die arabische Welt zu exportieren kann nur zu Lasten Israels gehen.

Die Frage ist nun, wie weit die Türkei gegen Israel tatsächlich gehen würde. Vollmundiger Rhetorik (wie etwa die Entsendung von Kriegsschiffen, um die Blockade des Gazastreifens zu brechen) folgt im Mittleren Osten selten eine Tat – und der „Sultan“ von Ankara ist hier vermutlich keine Ausnahme. Doch die Türkei könnte erheblich zur Schaffung von langfristig schwer tragbaren Bedingungen für Israel beitragen: etwa der Unterstützung religiös geprägter Regierungen, die eine Anerkennung Israels ausschlagen (wie etwa schon jetzt die Hamas), durch die Lieferung von Rüstungsgütern und Hochtechnologie an solche Staaten und Regime, etc.

Hinsichtlich des militärischen Mitteleinsatzes strebt die Türkei unter Erdoğan ambitionierte Entwicklungs-Programme an, die der Türkei langfristig Selbstständigkeit auf dem Rüstungssektor sichern sollen. Man will eigene Kampfpanzer, Kriegsschiffe und sogar Kampfflugzeuge entwickeln. Auch wenn der Umsetzungsgrad gegenwärtig gering ist, das Ziel ist klar: Die Türkei möchte langfristig vom Westen unabhängig werden, um erstens eine eigene Ordnungsvorstellung auch militärisch unterfüttern zu können, und zweitens vom Westen im Falle einer Konfrontation nicht durch ein Waffenembargo unter Druck gesetzt werden zu können. Die Türkei wird für die Realisierung dieser Pläne noch 20 bis 30 Jahre brauchen – dann aber wäre sie im Unterschied zu den arabischen Armeen tatsächlich in der Lage, Israel in erhebliche Bedrängnis zu bringen.

Ob das Atomenergieprogramm Erdoğan's in diesen militärischen Überlegungen auch einen Platz hat (als Basis für ein späteres militärisches Atomprogramm), wird sich später weisen. Sollten der Westen und Israel die Türkei weiter als „Alliierten“ betrachten, wird sie wohl kaum unter genauere Aufsicht fallen.

Die iranische Bedrohung

Während die Türkei, der langfristig gefährlichste Gegner Israels, als vergrämter Alliiertes gehandhabt wird, wird der Iran zu einer Art neuem Satan hochstilisiert, der anscheinend nur darauf warte, Israel von der Landkarte zu fegen. In der Tat, die Rhetorik Ahmadinedschads, den Holocaust zu verleugnen und „Israel vom Antlitz der Erde zu fegen“, ist nicht sehr erbaulich. Hinzu kommen ausreichend Hinweise auf ein militärisches Atomprogramm, die dem Iran auch die Mittel in die Hand geben würden, eine solche Politik umzusetzen.

Dementgegen steht, dass die iranische Politik jenseits der Rhetorik weit weniger apokalyptisch und irrational war. Selbst Khomeini, dessen Anti-Israel Rhetorik sich kaum von der Ahmadinedschads unterschied, kontaktierte Israel, um die im Krieg gegen den Irak dringend benötigten Ersatzteile für amerikanische und britische Panzer und Flugzeuge zu beschaffen. Als 1982 (Libanon-Feldzug) Saddam Hussein anbot, den ersten Golfkrieg zu beenden und gemeinsam gegen Israel zu marschieren, lehnte Teheran dieses Angebot ab und gab auch die libanesischen Schiiten der israelischen Intervention preis. Der Shatt al Arab war wichtiger als der Glaube.

Heute resultiert die vorgezeigte iranische Stärke und das selbstbewusste Auftreten in erster Linie aus dem Ausschalten der wichtigsten Feinde des Iran durch die USA (die Taliban in Afghanistan und Saddam Hussein fallen aus der Feindlagekarte, und die Mittel, sich gegen diese zu behaupten, können nun offensiv eingesetzt werden), aber auch zu einem erheblichen Masse aus innerer Unsicherheit heraus. Das strategische Ziel Teherans, eine persische Vorherrschaft im Mittleren Osten zu erreichen, hat sich hierbei seit den Zeiten des Schahs nicht verändert – steht heute allerdings im schiitisch-religiösen Kleid. Die radikale Anti-Israel-Rhetorik tut hier auch denselben Zweck wie im Falle der Türkei: sie soll die Popularität Teherans in den arabischen Öffentlichkeiten steigern, Ängste und Vorbehalte gegen Schiiten und Perser überwinden. (Dass sie dabei kaum hilfreich ist, steht auf einem anderen Blatt.)

Im Gegensatz zur Türkei sind jedoch im Falle des Iran einige Einschränkungen zu beachten, die die Effektivität iranischer Bestrebungen unterminieren. Erstens sind der unmittelbare Adressat iranischer Aussenpolitik die schiitischen Minderheiten in den arabischen Nachbarstaaten: der Irak, Kuwait, Bahrain, die VAE und Saudi-Arabien, erst in zweiter Linie Syrien und der Libanon. Zweitens sucht der Iran durch seine aggressive Aussenpolitik und Grossmachtgehabt schwere Risse in der iranischen Gesellschaft, ja selbst im eigenen politischen Establishment zu überdecken. Diese verlaufen entlang verschiedener Spalten: urbane Jugend vs. ländliche Veteranen, Nationalisten vs. Religiöse, neue Unternehmer gegen alte „Oligarchen“, ethnische Gruppen gegeneinander, klerikale vs. politische Eliten, etc. Die jüngsten Streitereien zwischen Ahmadinedschad und Chamenei³ um die Reform des iranischen politischen Systems sind oberflächliche Zeichen dieser Risse.

Allen Kriegstoten zum Gedenken Erinnerung an die jüdischen Opfer beim Leidensweg 1945

 Alexander BARTHO

Advent und der Jahreswechsel stehen vor der Tür. Eine stille Zeit im Jahr, in der wir unserer verstorbenen Angehörigen gedenken und in den Friedhöfen Zeichen setzen. Das gilt im besonderen Masse auch für jene Verstorbenen, die als militärische und zivile Kriegsoffer hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. „Würden wir dieser Toten nicht gedenken, so wäre es, als würden sie ein zweites Mal sterben“, steht als Kernauftrag über deren Gräber und Gedenkstätten.

Die Erhaltung der Gräber dient nicht dazu, die Vergangenheit und das Gestrige heraufzubeschwören, sondern um die Opfer von damals eine Mahnung in der Gegenwart sprechen zu lassen. Daran zu erinnern, dass gerade erst ein Jahrhundert vergangen ist, in dem zwei Weltkriege nicht nur Nationen, sondern beinahe jede Familie erschütterten.

Das Österreichische Schwarze Kreuz - Kriegsgräberfürsorge (ÖSK) hält die Erinnerung an alle Kriegstoten wach. Die Sorge umfasst nicht nur die gefallenen Soldaten, sondern erstreckt sich auf die Gesamtzahl der Opfer, die in den vergangenen Kriegen ihr Leben lassen mussten. Alleine in Österreich sind es 918 Kriegerfriedhöfe und Orte der Erinnerung und des Gedenkens, die eine umfassende Betreuung durch die Landesgeschäftsstellen des ÖSK erfahren. Auch die Mahnmale am „Leidensweg“ der ungarischen Juden auf ihrem Todesmarsch durch Oberösterreich fallen unter diese Obsorge. Dieses unmenschliche und traurige Kapitel soll daher in diesem Beitrag einer besonderen Würdigung unterzogen werden.

Im Frühjahr 1945 wurden tausende völlig entkräftete ungarische Jüdinnen und Juden durch den Gau Oberdonau in oberösterreichische Konzentrationslager getrieben. Sie hatten bereits den weiten Weg aus Westungarn (Köszeg und Bucsú) bzw. von der österreichisch-ungarischen Grenze südlich des Geschriebensteines hinter sich. Unterwegs waren sie nur sporadisch gepflegt worden und hatten bei noch sehr kühlen Temperaturen im Frühjahr 1945 im Freien übernachtet müssen. Ihr körperlicher Zustand war dementsprechend schwach. Es war daher auch die Zahl derer sehr hoch, die an Erschöpfung oder Krankheiten starben oder von Wachmannschaften brutal ermordet wurden, weil sie dem vorgegebenen Marschtempo nicht mehr gewachsen waren. Da das Konzentrationslager Mauthausen völlig überfüllt war, wurden sie zunächst in einem nahe Mar-

bach gelegenen Zeltlager untergebracht. Aber auch dieses war bereits vor dem Eintreffen aller Transporte mehr als ausgelastet, weshalb ein Teil der Evakuierten in den Apriltagen des Jahres 1945 zu Fuss ins Lager Gunskirchen verlegt wurde. Die völlig entkräfteten Menschen mussten von Mauthausen zurück nach Enns und Asten und von dort über Wels nach Gunskirchen marschieren. Die Opferzahl auf dieser letzten, ca.50km langen Etappe war erschreckend hoch, Schätzungen belaufen sich auf bis zu 6.000 Personen. Gunskirchen war ebenfalls bald überbelegt, und unter den Insassen grassierte der Flecktyphus. In den letzten Kriegstagen brach dann auch noch die Versorgung mit Lebens-

mitteln und Wasser für die mehr als 20.000 Häftlinge zusammen. Weitere Tausende starben wenige Tage und Wochen nach ihrer Befreiung am 4. Mai 1945 durch die Amerikaner. Entlang des Leidensweges wurden an den Stellen der Massengräber für die ermordeten Juden Gedenkstätten errichtet, die für alle Zeiten an die Gräueltaten des menschenverachtenden NS-Regimes erinnern sollen.

Eine Gedenkstätte in Riga

Neben der Pflege von österreichischen Kriegsgräbern gehen die Suche nach Kriegstoten, Vermissten und die Benachrichtigung der Angehörigen durch das ÖSK unvermindert – auch im Ausland – weiter. Nicht unerwähnt in diesem Zusammenhang soll deshalb die Errichtung und Pflege einer Gedenkstätte für die im Jahre 1941 nach Riga (Lettland) deportierten Wiener Juden bleiben. Auf Initiative des aus Wien stammenden Ing. Erich Herzl und mit Hilfe des ÖSK

wurden im Bikerniekiwald nächst Riga ein Gedenkstein und eine würdige Grabanlage diesen Opfern gewidmet. Die Generation der von Kriegswirren unmittelbar und mittelbar Betroffenen ist stetig im Abnehmen, damit gleichlaufend das Verständnis für die Kriegsgräberfürsorge. Deshalb gilt es vor allem das Interesse wach zu halten und insbesondere die Jugend für die Friedensarbeit zu interessieren und zu gewinnen.

Kriegsgräberarbeit ist daher ein bedeutender Beitrag zur Völkerverständigung und zur Versöhnung. Menschen verschiedener Völker und verschiedener Generationen können nur dann miteinander leben, wenn sie Verständnis füreinander aufbringen.

Getreu dem Leitsatz des SK: „Arbeit für den Frieden!“ ■

Oberst i.R. Alexander Barthou ist Generalsekretär des ÖSK.



St. Florian – Grabstätte von 24 KZ Häftlingen, die beim Todesmarsch von Mauthausen nach Gunskirchen ihr Leben lassen mussten.

galizischen Juden führen sollte. Viele Juden waren nämlich sowohl in der Führungsebene als auch in der Arbeiterschaft wesentlich an der Erdölproduktion in Galizien beteiligt; ihre Abwanderung führte sogar zum Zusammenbruch dieses Industriezweigs. Susanne Talabardon, Professorin für Judaistik an der Universität Bamberg, beschäftigte sich mit Elimelech von Lezajsk und seiner Entwicklung vom traditionellen Rabbiner zum „Zaddik (ein vollkommen Gerechter) von Galizien“. In seinen Werken versuchte er Anhängern und Nachfolgern ein Modell nahe zu bringen, das eine tadellose weltliche Gemeindeführung mit einem spirituellen und mystischen Leben verbinden sollte. Mit dem Vortrag von Luise Hirsch, Historikerin in Heidelberg, zu den ersten jüdischen Studentinnen an der Universität zu Berlin, verliess die Tagung den „Schauplatz Galizien“. Der hohe Anteil an galizischen jüdischen Studentinnen an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert beförderte, so Hirschs These, auch das allgemeine Frauenstudium entscheidend.

Migration und neue Heimat

„Ostjuden auf Wanderschaft“ hiess das Panel am zweiten Tag der Tagung, in dem sich mehrere Vorträge aus unterschiedlichen Perspektiven den Migrantinnen und Migranten in den verschiedenen Orten annähernten. Tobias Brinkmann, Professor für Jewish Studies and History an der Penn State University, stellte dabei das „Niemandland“ zwischen den Grenzen als Ort vor, in dem Migranten unfreiwillig verweilen mussten. Zwischen der alten und einer erhofften neuen Heimat „gefangen“, konfrontiert mit Einwanderungsquoten und anderen Bestimmungen sowie der ab 1918 bestehenden Notwendigkeit, einen Pass und damit eine eindeutige Staatsbürgerschaft zu besitzen, war Migration oft alles andere als ein einfaches Wechseln des Wohnortes, sondern ein permanenter Transit.

Mit dem Medium der Filmsatire ging Joachim Schlör, Professor am Parkes Institute for Jewish/non-Jewish Relations an der University of Southampton, an die Problemfelder der Migration heran. Ausgehend von einem satirischen Kurzfilm der israelischen Kabarettgruppe „LUL“ zeigte er einerseits auf, mit welchen Vorurteilen polnisch-jüdische Zuwanderer im Israel der 1920er Jahre zu kämpfen hatten. Andererseits zeichnete er auch mögliche Bewältigungsstrategien des Heimatwechsels auf, wie die Bildung von Landsmannschaften und die – romantisierende – Nachbildung der alten Heimat. Martha Keil (INJOEST) spürte der „anderen Seite“ der Migration nach, den verlassenen Frauen, deren Männer in die USA emigriert waren und sie als „Gebundene“ („Agunot“) entweder noch in der alten Heimat oder an ihren neuen Wohnorten unversorgt zurückgelassen hatten. Jiddische Zeitungen in Amerika wie der „Jewish Daily Forward“ („forverts“) veröffentlichten Suchanzeigen nach den „verschwundenen“ Männern und stellten entgegen der Realität Frauen als lebensunfähige und hilflose Opfer dar.

Barbara Staudinger (INJOEST) thematisierte die Migration nach Wien, jene Stadt, in die insbesondere galizische Jüdinnen und Juden zogen und ab 1867 als Zugehörige der k.u.k. Monarchie Ansiedlungsfreiheit genossen. Trotz aller wohlthätigen Massnahmen trafen sie in der Haupt- und Residenzstadt auf breite Ablehnung, nicht

nur seitens der nichtjüdischen Bevölkerung, sondern auch der bereits etablierten, oft auch assimilierten Wiener Juden. Anhand der jüdischen Publizistik, z. B. der Zeitschriften „Die Wahrheit“ bzw. „Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift“, lässt sich deutlich die pejorativ-emotionale aufgeladene Natur des Begriffes „Ostjuden“ – in Wien gleichgesetzt mit galizischen Juden – zeigen. Marianne Windsperger beschäftigte sich mit jüdischen Familiengeschichten zwischen New York und Galizien und zeigte anhand aktueller und sehr erfolgreicher Literatur insbesondere aus den USA, dass Migration nicht nur für die Geschichte der Einwanderergeneration, sondern auch für die nachfolgenden Generationen prägend ist. Die literarisch-künstlerische Umsetzung des Themas, wie beispielsweise in Jonathan Safran Foers Roman „Alles ist erleuchtet“, spiegelt letztlich eine Suche nach der eigenen Identität als Nachfahre osteuropäischer Juden.

Literatur und Museum

Der dritte Tagungstag stand im Zeichen des „Mythos Ostjuden“. Petra Ernst, Literaturwissenschaftlerin am Centrum für Jüdische Studien an der Universität Graz, und Gabriele Kohlbauer, Kuratorin am Jüdischen Museum Wien, widmeten ihre Beiträge der literarischen und musealen Spurensuche nach den „Ostjuden“. Deren Bild wurde in Texten und Ausstellungen in ganz unterschiedlicher Weise verwendet, sagte letztlich jedoch mehr über die Literaten und Sammler aus als über die Beschriebenen selbst. So diente Galizien als Projektionsfläche höchst unterschiedlicher Interessen, wie etwa der jüdischen Nationalisten auf der einen oder der Antisemiten auf der anderen Seite – die „Ostjuden“ wurden zum „Mythos“. Daran anschliessend gab die US-amerikanische Kulturjournalistin Ruth Ellen Gruber einen aktuellen Einblick in die Konstruktion dieses „Mythos“ in der heutigen Ukraine, die sie als Auseinandersetzung zwischen Kitsch und bemühter „authentischer“ Wiederbelebung „jüdischen“ Lebens beschrieb. Das Schtetl wird dabei vor allem als touristischer Magnet neu erschaffen, in einer Umwelt, in der kaum mehr jüdische Gemeinden existieren. Die Wiener Schriftstellerin Claudia Erdheim und Anna Lipphardt, Juniorprofessorin für Kulturwissenschaften an der Universität Freiburg, setzten sich mit der jüdischen Innenperspektive auseinander. Erdheim zeigte anhand der von den galizischen Juden rezipierten Literatur nicht nur, in welchen Themen und Genres sich die Leser selbst wiederfanden. In der Auswahl der Literatur manifestierte sich auch die kulturelle Kluft zwischen Chassidim und so genannten „Fortschrittlern“. Lipphardt fokussierte in ihrem abschliessenden Vortrag schliesslich die aktuell diskutierte Selbstverortung der litvakischen, der aus Litauen stammenden Juden.

„Wo ist Osten?“ betitelt Lipphardt ihren Vortrag, dessen Titel gleichsam ein Resümee der Tagung sein könnte. Die Dekonstruktion des Begriffes „Ostjuden“ und die Gegenüberstellung von Fremd- und Selbstbildern führen uns zur Hinterfragung vermeintlich statischer Begriffe, zum Aufspüren überlebter Stereotype. Auch angesichts des breiten öffentlichen Interesses, das die Tagung mit ihren mehr als 100 Besucher/innen hervorrief, ist die Geschichte der „Ostjuden“ – vor allem im österreichischen Kontext – mit einem interdisziplinären Ansatz neu zu schreiben. Dazu soll der Tagungsband beitragen, dessen Erscheinen für den Herbst 2012 geplant ist. ■



Im Frauenraum der Kehile von Orenburg erinnert eine Tafel an die herausragenden Persönlichkeiten der Gemeinde zur Stalinzeit weitergeführt. Von 21 Kirchen wurden 20 zerstört und damit auch das historische Bild der Stadt. 1931 wurde die jüdische Gemeinde enteignet und das Gebäude einem anderen Zweck zugeführt. In der Stalinzeit erfuhr Orenburg kurzfristig eine Namensänderung. Tschkalow sollte der Ort in Zukunft heissen, nach dem russischen Piloten, der als erster Mensch über den Nordpol von Moskau nach Vancouver flog. Heute heisst die alte Festungs- und Garnisonsstadt Stadt am Ural aber wieder Orenburg.

Religion war den Bolschewiki ein Dorn im Auge und wurde systematisch behindert und verdrängt. Die Zerstörung von Gotteshäusern begann 1928 und wurde bis zur Stalinzeit weitergeführt. Von 21 Kirchen wurden 20



Blick über den Ural auf die asiatische Seite von Orenburg

zerstört und damit auch das historische Bild der Stadt. 1931 wurde die jüdische Gemeinde enteignet und das Gebäude einem anderen Zweck zugeführt. In der Stalinzeit erfuhr Orenburg kurzfristig eine Namensänderung. Tschkalow sollte der Ort in Zukunft heissen, nach dem russischen Piloten, der als erster Mensch über den Nordpol von Moskau nach Vancouver flog. Heute heisst die alte Festungs- und Garnisonsstadt Stadt am Ural aber wieder Orenburg.

Im Zweiten Weltkrieg wuchs die Bevölkerung dramatisch an. Denn Stalin liess 1942 alle wichtigen Industrieanlagen

und Menschen aus den Westen in den Osten evakuieren. Die jüdische Gemeinde wuchs auf 5000 Menschen an. Anträge, eine Synagoge zu errichten, wurden jedoch immer wieder abgelehnt. Schabbath und andere jüdische Feste wurden in privaten Räumen abgehalten, wie bei den Marranen in Spanien. Sich als Jude in Russland zu offenbaren, war mit Repressalien verbunden. Das zog sich hin von der Oktoberrevolution 1917 bis zur politischen Wende 1992.

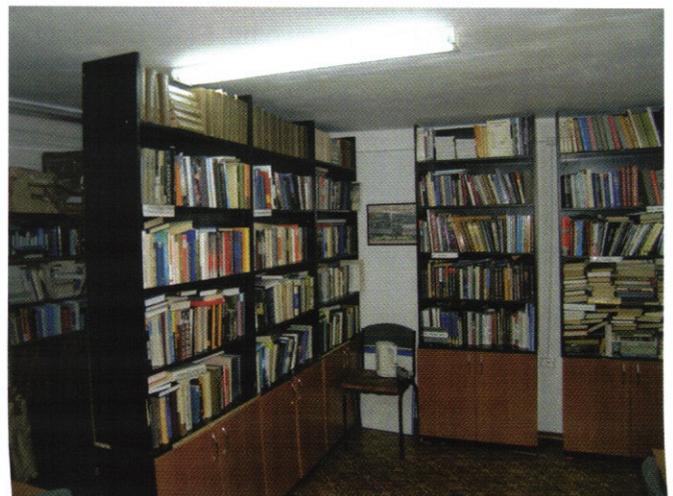
Um ihr Judentum leben zu können, wurde 1950 eigens ein Privathaus angemietet, das immerhin 70 Gläubigen Platz bot. Hier traf man sich regelmässig zum Schabbath oder jüdischen Festtagen.



Die Bibliothekarin Frieda Gendler in ihrem Reich

Bis zur Wende 1992 war Orenburg, was kaum bekannt war, ein Ort der russischen Rüstungsindustrie. Hier wurden Raketen und Hubschrauber produziert. Das dazugehörige Personal erhielt seine Ausbildung in der renommierten Militärakademie vor Ort.

Ab 1992 begann der „Frühling des Glaubens“. Muslime, Christen und Juden bekamen ihre Gotteshäuser wieder oder durften zumindest Zerstorertes wieder neu aufbauen. So übrigens auch die Moschee von Orenburg. 1993 stellte die jüdische Gemeinde bei der Verwaltung einen Antrag, sich als kultureller Verein registrieren zu lassen. 1996 erhielt sie ihr Grundstück mit dem Gebäude, der heutigen Synagoge, zurück. Im ersten Stock treffe ich Frieda Gendler. Voller Stolz zeigt sie mir ihr Reich, die Bibliothek.



Die Bibliothek der Stolz der Gemeinde

secession

David Maljkovic - Attila Csörgö -
Lecia Dole-Recio

2. Dezember 2011 – 5. Februar 2012

Bis ins kommende Jahr hinein sind in der Wiener Secession drei Ausstellungen internationaler KünstlerInnen zu sehen, deren Arbeiten von Skulpturen und Objekten über Zeichnungen bis hin zu Malerei reichen.

Die Frage nach der Bedeutung der Moderne für die Gegenwart und Zukunft verbindet der kroatische Künstler David Maljkovic (geb. 1973) in seinem Werk vielfach mit konkreten Untersuchungen zur Geschichte des eigenen Landes, insbesondere zu den skulpturalen und architektonischen Symbolen, die während des jugoslawischen Sozialismus für Aufbruch und Veränderung standen. In seiner Ausstellung in der Secession schlägt er jedoch einen anderen Weg ein, reflektiert bisher entwickelte Ideen und unterwirft zahlreiche seiner Arbeiten einer radikalen Neuinszenierung: Er exponiert die für andere Kontexte und Inhalte als Präsentationsstrukturen entwickelten Objekte ausgeräumt und entleert.

Exhibitions for Secession widersetzt sich dadurch bewusst dem Ausstellungstypus der klassischen Retrospektive, die eine repräsentative Werkauswahl zusammenträgt und aneinanderreihet, und geht auch über die Adaption prototypischer Arbeiten für die vorgegebenen Räumlichkeiten weit hinaus. Stattdessen rückt David Maljkovic in der Konzentration auf verschiedene Formen des Zeigens seine eigenen künstlerischen Strategien und Erfahrungen sowie das Nachdenken über den Akt des Ausstellens selbst in den Fokus. Zu den Topoi, die er spannungsreich und mit überraschenden Wendungen verhandelt, zählen die Unterscheidung von freier und angewandter Kunst ebenso wie die Ortsspezifität des Ausstellungsraums, narrative räumliche Strukturen und die historischen Referenzen der Displays. Die fotografische, skulpturale und zeichnerische Arbeit des aus Ungarn stammenden Künstlers Attila Csörgö (geb. 1965) führt BetrachterInnen mit Humor und Ironie an naturwissenschaftliche und technologische Fragestellungen heran – mit oft unerwarteten, kurzweiligen und poetischen Ergebnissen. Wissenszweige wie Kinetik, Optik oder Geometrie erkundet der Künstler in kontinuierlichen Versuchsanordnungen, lotet damit Fragen der Wahrnehmung aus und entwickelt Gedanken über die Konstruktion der Realität.

Bei der Arbeit, die Attila Csörgö für die Ausstellung in der Secession entwickelt hat, handelt es sich um ein

experimentelles Uhrwerk, das eine Fortsetzung seiner Recherchen über die Kombination von Licht und Bewegung darstellt. An der Schnittstelle zwischen bildender Kunst und Naturwissenschaft rückt er die Lemniskate – die für die Unendlichkeit stehende Schleife, gleichermaßen konkretes mathematisches Symbol wie poetische Form – ins Zentrum seiner Auseinandersetzungen mit Phänomenen der Wahrnehmung. Er hat eine „Zeitmaschine“ gebaut, die sowohl als Skulptur wie auch als räumliche Zeichnung, als bewegtes Bild oder einfach als wissenschaftliches Experiment gedeutet werden kann. In seiner Arbeit geht es um Zeit, um Bewegung, um die Konstruktion und die Entstehung von Bildern in einer durch und durch mediatisierten Welt, aber auch

um die Apparatur selbst. Der Sekundenzeiger und die Endloschleife markieren als stets wiederkehrende Symbole das Thema der gesamten Ausstellung.

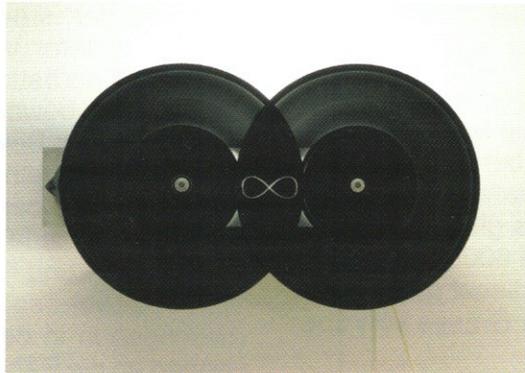
Die Bedingungen des Mediums der Malerei sowie die Geschichte der Abstraktion sind wichtige Referenzpunkte für die künstlerische Praxis Lecia Dole-Recios (geb. 1971). In ihren Arbeiten lotet die US-amerikanische Künstlerin die Möglichkeiten einer formalen Sprache und Materialität aus, die die Öffnung der Malerei zu anderen Medien wie der Architektur und Installation thematisieren, oder zu moder-

nen Kompositionsmethoden. Ihre Bildkompositionen sind durch komplexe Schichtungen unterschiedlicher Materialien wie Leinen, Karton, Papier und Farbe gekennzeichnet. In das auf diese Art entstandene Volumen setzt die Künstlerin präzise Schnitte und arbeitet so aus dem Bildträger heraus. Geometrische Formen ordnet sie zu organisch wirkenden Konstellationen und Mustern an, die über den Bildgrund hinaus in den sie umgebenden Raum wirken.

In ihrer ersten Ausstellung in Österreich zeigt Lecia Dole-Recio in der Secession eine Auswahl aus ihrer neuen Werkserie. Die Thematisierung einer räumlichen Wahrnehmung von Malerei, die in ihren älteren Arbeiten manifest ist, wird in ihren jüngsten Arbeiten um eine zeitliche Komponente erweitert. Die Künstlerin verwendet hier Reste und Abfallprodukte früherer Arbeitsprozesse – quasi Negativbilder bereits existierender Arbeiten –, die sie in bewährter Manier collagiert und bearbeitet.

Sie hebt so nicht nur die Unterscheidung von „wertvollem“ Material und Abfall auf, sondern unterstreicht auch die Vielschichtigkeit und Prozesshaftigkeit ihrer Kunst.

SECESSION Vereinigung bildender KünstlerInnen
Friedrichstrasse 12, A-1010 Wien
T.+43-1-587 53 07-11
office@secession.at, www.secession.at



ATTILA CSÖRGÖ

Title: Occurrence Graphs III

Year: 1998

Photo: József Rosta

Verschlossener Garten, versiegelter Brunnen

Auf den meisten Terrassen wird trockene Landwirtschaft betrieben, die einzig und allein auf Niederschläge angewiesen ist. In den Judäa Hügeln werden hauptsächlich Reben, Oliven, Feigen und Granatäpfel produziert. An den wenigen Orten, die Wasser aufweisen wurden grosse Terrassen auf verschiedenen Ebenen angelegt, um die seltene Gelegenheit zu nutzen, verschiedene Ernten das ganze Jahr hindurch zu bewässern. Es war eine mühsame Arbeit, welche nur beschränkt Ackerland hervorgebracht hat. Da die Terrassen so nah als möglich bei den natürlichen Quellen gebaut wurden, war es möglich ertragreiche Ernten zu erwirtschaften.

Weil die Quellen nicht mehr die benötigten Wassermengen lieferten, vergrösserten die früheren Bewohner Ihre Versorgung mit dem Bau von Tunnels in wasserenthaltenden Schichten. Das Wasser wurde dann in grossen Becken gespeichert und über ein ausgetüfteltes Kanalsystem zu den Terrassen-Parzellen geführt. Untertunnelte Quellen wurden so zu einem ganz wesentlichen Teil des Terrassensystems in den Judäa Hügeln. Das Lied der Lieder (4.12) bezieht sich individuell darauf als „ein verschlossener Garten, ein versiegelter Brunnen“.

Ein Dorf wurde in der Nähe, jedoch oberhalb einer Quelle erbaut, damit kein Land nutzlos verschwendet wurde, das durch die Schwerkraft bewässert werden konnte. Die bewässerten Terrassen unterhalb der Quellen produzierten verschiedene Ernten im Jahr.

Ein Rundgang auf dem Gelände

Der Eingang befindet sich bei der Sataf Kreuzung, wo sich die Strassen von Mevasseret Zion, Kibbutz Tzuba und Ein Karem treffen. Am Anfang der Zufahrtsstrasse befindet sich der obere Parkplatz, ein wenig weiter davon beim Eingang, befindet sich der untere Parkplatz für Privatautos. Wenn es die Zeit erlaubt, ist es vorteilhafter den oberen Parkplatz zu benützen. Der Weg, welcher einer alten Route folgt, windet sich Olivenhainen und kultivierten Parzellen entlang, führt hinunter zum Aussichtspunkt Ofer von wo aus man eine prächtige Aussicht geniessen kann.

Die Ruinen des verlassenen **Sataf** sind gut sichtbar. Der Weg führt weiter ins Dorf. Unterhalb der Olivenhaine befindet sich die Ausgrabungsstätte eines Dorfes aus der Kupfersteinzeit (ca. 4.000 vor Chr.), wo die ältesten landwirtschaftlichen Spuren in dieser Region gefunden wurden.

Von hier aus führt der Weg zur **Sataf Quelle** (Ein Sataf), welche das Hauptversorgungsnetz im Dorf war. Von der Terrasse über dem Becken kann man vorsichtig in die Höhle hinabsteigen, wo die Quelle entspringt. Die Höhle befand sich teilweise ausserhalb des Felsens um die Wasserkapazität zu vergrössern. Ein Tunnel wurde gebaut um das Wasser zu einem grossen Becken zu befördern, welcher eine Kapazität von 180 Kubikmetern aufweist. Man kann gebückt durch diesen Tunnel gehen und kommt auf der anderen Seite heraus. Auf der Rückseite der Mauer des Beckens befindet sich ein kleiner Raum wo die Frauen des Dorfes vermutlich ihre Wäsche wuschen.



Quelle Ein Sataf, Foto: KKL-JNF

Ein markierter Weg führt vom Becken zu den bewässerten Terrains. Der Tunnel-Ausgang der **Sataf Quelle** befindet sich links von der Terrasse. Künstlich angelegte Kanäle leiten das Wasser zu den Terrains. Um die unterschiedlichen Terrassenhöhen zu überwinden werden verschiedene

Geräte eingesetzt. Wenn man den Weg Richtung bewässertes Terrain links verlässt und stattdessen rechts geht, so kommt man zu einer hohen Wand mit einem eisernen Tor. Dahinter befindet sich der Eretz Israel Baumgarten, wo die originalen Obstbaumsorten des Landes nach traditionellen Methoden kultiviert werden. Von hier aus kommt man zurück zum bewässerten Terrain, wo Gemüse und Kräuter in Beeten oder in Ackerfurchen heranwachsen – alles organisch.

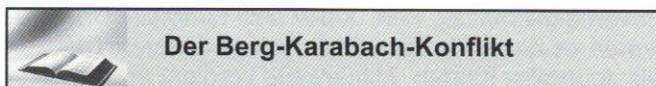
Vom bewässerten Terrain aus kann man weitergehen zur Bikura Quelle (Ein Bikura). Auf der Route sieht man hängende Treppen an der Terrassenwand, ein effizienter Weg den wertvollen Boden zu sparen. Auch von hier aus kann man durch den Tunnel zu der Höhle gelangen, diesmal ohne bücken. Die Höhle enthält Stalaktiten und Stalagmiten. Der Weg aufwärts von der Bikura Quelle wurde restauriert. Es ist ein traditioneller Bergpfad. Daneben, umgeben von Wänden und Toren wurde ein Weinberg gepflanzt.

Man kann den Rückweg zum oberen Parkplatz nehmen. Von diesem Punkt aus kann man auch den alten Weg hinunter zu der Handak Quelle (Ein Handak) nehmen. Andere Optionen sind, zurückzugehen zur Sataf Quelle via den Ruinen des Dorfes Sataf und hinabzusteigen zu dem unterhalb gelegenen Parkplatz im Sorek Flussbett Nahal Sorek (nur wenn man ein Verkehrsmittel dort abgestellt hat), oder man geht zu dem dazwischen liegenden Parkplatz, falls man das Auto dort geparkt hat. ■

Schweiz für mittellose Flüchtlinge unmöglich. Die körperliche Arbeit in Internierungslagern und als Gärtner wollte dem Heranwachsenden nicht so recht gefallen. Zudem lastete das ungewisse Schicksal der Eltern schwer auf Rolf. Er erkrankte psychisch und begab sich in die thurgauische Psychiatrie zu Münsterlingen. Dort schenkte man dem ungewöhnlichen Fall erst grosse Aufmerksamkeit und versuchte sich in psychotherapeutischer Behandlung. Nachdem sich der Zustand des Patienten indessen rapide verschlechtert hatte, diagnostizierte man Schizophrenie. Aus dem ambulanten Patienten wurde ein Dauerpatient. Schizophrenie galt damals als erblich, so dass man Untersuchungen anstellte, ob die Ahnen krank gewesen seien. Die Verfolgung und die diktierte Berufswahl galten nur am Rande als Krankheitsgründe. Insgesamt, so die Krankengeschichte, erduldet Merzbacher nicht weniger als 61 Elektroschocks, die damals als Universalheilmittel angesehen wurden. Sein Zustand verschlechterte sich dennoch zusehends, gegen Ende des Krieges schien sein Tod nahe.

Zwar kam die Israelische Kultusgemeinde für ihr erkranktes Mitglied auf, doch der auch im schweizerischen Massstab als kleinlich verschriene Kanton Thurgau weigerte sich, Merzbacher als Dauerflüchtling aufzunehmen. Es drohte gar die Abschiebung nach Deutschland. Merzbachers engagierter Vormund Wiener nahm in den 60er Jahren ein langjähriges Wiedergutmachungsverfahren auf. Inzwischen war der progressive Zweig der Psychiatrie zum Schluss gekommen, dass Traumata und Verfolgung Auslöser sein können für psychische Erkrankungen vieler Holocaust-Überlebender. Der Vormund erreichte schliesslich eine finanzielle Wiedergutmachung. Für den so intelligenten, sensiblen Arztsohn Rolf Merzbacher, der inzwischen nach Graubünden verlegt worden war, kam sie zu spät. Er sollte den Weg in die Freiheit nie mehr finden.

Fabian Brändle



Christoph H. Benedikter, Brennpunkt Berg-Karabach, Ein Konflikt gefriert, Hintergründe – Folgen – Auswege, StudienVerlag, Innsbruck, Wien, Bozen, 2011 216 Seiten, gebunden, Hardcover. 29,90 EUR. ISBN 978-3-7065-5015-4

Wie aus dem Titel bereits hervorgeht, beschäftigt sich das Buch mit dem seit den späten 80er Jahren schwellenden Bergkarabach-Konflikt. Der Autor, Christoph Benedikter, hat als Forscher des Ludwig Boltzmann Institutes für Kriegsfolgenforschung sich mehrere Jahre mit diesem Konflikt befasst und durch längere Forschungsaufenthalte Einblick nicht nur in die Äusserungen der politischen Elite, sondern auch der Bevölkerungen und Meinungsträger bekommen. Da er selbst weder der einen noch der anderen Fraktion angehört, hebt sich das Buch auch in angenehmer Weise von den üblichen subjektiven Darstellungen durch jeweils einer Seite nahestehende „Experten“ ab.

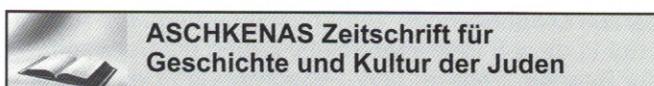
Zu Beginn reist der Autor in aller Kürze die historischen Grundlagen des Konfliktes ab, indem er die makropolitische Entwicklung des Kaukasus seit dem 18. Jhd (osmanischer und persischer Niedergang und russische Expansion) beschreibt. Diese Einleitung ist insofern wichtig, als sich jede Partei auf eine sehr selektive Interpretation dieser Geschichte und der Sowjetära beruft, um die jeweils eigenen Ansprüche zu rechtfertigen.

Als der Sowjetunion gegen Ende der 80er Jahre die Lage in ihren Randgebieten zunehmend entglitt, eskalierte der durch die gesamte Sowjetzeit schwelende Konflikt. Hier arbeitet Benedikter auch gut heraus, dass Russland als Nachlassverwalter der Sowjetunion in erster Linie an einer Ausdehnung des eigenen Einflusses durch das wechselseitige Ausspielen der Konfliktparteien interessiert war. Der russisch-türkische Gegensatz entstand erst nach 1993, als die Türkei sich für den Konflikt zu interessieren begann.

Seither scheidet ein Voranschreiten der Lösung des Konfliktes am innenpolitischen Druck, taktischen Manövern der umliegenden Mächte und dem Unvermögen lokaler Politiker, aus den eingefahrenen Geschichtsbildern und Denkweisen auszubrechen. Hier arbeitet Benedikter sehr detailreich die verschiedenen Narrative und Unwägbarkeiten heraus, warnt auch gleichzeitig, dass der Konflikt in seinem gegenwärtigen Zustand als nicht stabilisiert betrachtet werden kann. Armenien hatte seine Kriegsziele im Grunde mit der eigenen Behauptung erreicht, und Aserbaidschan sieht in den steigenden Öleinnahmen eine Chance, seine politische und gegebenenfalls auch militärische Position verbessern zu können. Somit gibt es keinerlei Anreize, den Konflikt beizulegen, vielmehr versucht jede Partei durch taktische Manöver die eigene Position voranzubringen.

Alles in allem ist das Buch eine sehr solide Informationsbasis über den Konflikt um Bergkarabach und seine regionalen politischen Auswirkungen. Trotz einer Fülle an Fakten und Daten ist das Buch sehr übersichtlich gehalten und stringent aufgebaut. Es kann zur weiteren Lektüre wärmstens empfohlen werden.

Gustav C. Gressel



Hans Otto Horch, Robert Jütte, Markus J. Wenninger (Hg.), Aschkenas, Band 18/19, Heft 2, Walter de Gruyter, Berlin/New York, 324 Seiten. 66 EUR. ISSN 1016-4987.

Dieses Heft widmet sich dem Themenschwerpunkt Zwischen Sprachen. Strategien jüdischer Selbstbehauptung in transkulturellen Prozessen.

Die einzelnen Beiträge sind überarbeitete Vorträge einer internationalen Tagung im Mai 2003. Ihr Wert und ihre nach wie vor gegebene Aktualität beziehen sie aus dem interdisziplinären Ansatz. Um der Erkenntnis, dass fachdisziplinäre Grenzen oft der gemeinsamen Bearbeitung eines Themas entgegenstehen, Rechnung zu tragen, wurden unter der Federführung des Salomon L. Steinheim-Institutes für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen ab 2001 eine Reihe von Einzelprojekten in einem Arbeitskreis vereint. In diesem waren Fachwissenschaftler verschiedener Richtungen (Literatur, Judaistik, Historie u.a.) vertreten, die in regem Gedankenaustausch die einzelnen Forschungen geistig befruchteten. Ein Teil der solcherart erarbeiteten Studien wurden auf der Tagung vorgestellt.

In dem vorliegenden Heft erfolgt dies in Form von Doppelbeiträgen, wie z. B. der einleitende: Till Schicketanz,

der köstliche Dialoge, die oft in nichts anderem bestehen als in Fragen und Gegenfragen.

„Die Finkler-Frage“, so nennt Julian Treslove für sich die Frage nach seinem Jüdischsein, ist ein unterhaltsamer Roman, den man nicht mehr aus der Hand legen will. Der Roman ist ein interessanter Beitrag zu einer sowohl innerjüdischen als auch gesamtgesellschaftlichen Debatte zu dem ewigen Thema Israel und die Palästinenser. Aber er ist auch - ganz unpolitisch - ein bewegender und tragikomischer Roman über das Leben dreier Männer, über den Sex und das Altwerden und letztlich über den Tod.

Winfried Stanzick



Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes, Moshe Zimmermann: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik.

Unter Mitarbeit von Annette Weinke und Andrea Wiegeshoff.

München: Karl Blessing Verlag 2010.

881 Seiten, gebunden, 36,00 EUR.

ISBN 978-3-89667-430-2

2005 beauftragte der damalige Aussenminister Joschka Fischer eine unabhängige Historikerkommission mit der Aufarbeitung der Rolle des Aussenministeriums im Dritten Reich, dem Umgang mit dieser sowie der personellen Kontinuität nach 1945. In den 1970er Jahren war, auf Englisch, eine erste Studie zur Rolle des Auswärtigen Amtes von Christopher Browning erschienen, gefolgt von einer Arbeit von Hans-Jürgen Döscher 1987. Die detaillierte Aufarbeitung und Einbettung erfolgte aber erst durch die Historikerkommission 2010.

Die exzellent recherchierte Studie ist erschütternd. Sie zeigt erstmals in aller Deutlichkeit, wie stark das Auswärtige Amt ideologisch, politisch und organisatorisch in die Strukturen des Dritten Reiches und letztlich auch des Holocaust eingebunden war. Der von vielen deutschen Diplomaten nach 1945 verfochtene Mythos, das Amt habe mit dem nationalsozialistischen Rassenwahn nie sympathisiert oder mit diplomatischen Mitteln zumindest versucht, aussenpolitisch das Schlimmste zu verhindern, lässt sich eindeutig nicht aufrecht erhalten. Kritische Geister, beispielsweise Fritz Kolbe, der den Amerikanern geheime Informationen zukommen liess, wurden nach 1949 nicht wieder eingestellt und sogar geächtet. Ehemalige NSDAP-Mitglieder und sogar verurteilte Kriegsverbrecher, etwa Franz Nüsslein, durften dagegen ihre Karriere fortsetzen. Auch der frühere Staatssekretär Ernst von Weizsäcker wurde von der Bundesrepublik rehabilitiert. Unmittelbar nach seiner Machtübernahme 1933 zeigte Adolf Hitler wenig Interesse an der Aussenpolitik, und so verblieben die wichtigsten Botschafter als Zeichen der Kontinuität an ihren Standorten. In Aussenminister von Neurath, konservativ und militaristisch eingestellt und ein Vertrauter Präsident Hindenburgs, fand Hitler einen Bündnisgenossen, der zwar manchmal kritisch argumentierte, aber etwa doch den Austritt aus dem Völkerbund umsetzte. An der Politik der Nationalsozialisten störte Neurath wohl am meisten, dass ihre antijüdische Gesetzgebung im Ausland eine antideutsche Stimmung verbreiteten und eine Kriegsgefahr heraufbeschwor –

die deutschen Diplomaten hatten dem im Ausland aktiv entgegen zu treten. Der Selbstgleichschaltung des Auswärtigen Amtes bis Ende 1933 leistete er entsprechend keinen Widerstand. Erleichtert hatte vielen Diplomaten in der Zentrale wie im Ausland der Wechsel zur NSDAP ihre Sozialisation: Die meisten waren konservative, antidemokratisch gesinnte Adelige mit ausgeprägtem Standesdünkel und einer vorgeblich unpolitischen preussischen Beamtenmentalität, die dem Amt bereits während der Kaiserzeit beigetreten waren und an die besondere Mission Deutschlands glaubten.

Ende 1937 wurde Neurath, als er sich gegen Hitlers Expansionspläne wandte, durch seinen langjährigen, im Amt polarisierenden und umstrittenen Gegenspieler Ribbentrop abgelöst. Unter Ribbentrop wurde die Zusammenarbeit zwischen Amt und NSDAP-Parteistellen noch weiter intensiviert und das Aussenministerium noch stärker zum Erfüllungsgehilfen. Beispielsweise übernahm es eine führende Rolle in der Auslandspropaganda. Die unrühmlichste Rolle spielte jedoch das sogenannte Judenreferat, das aktiv an der Organisation des Holocaust beteiligt war. Die Studie analysiert ausführlich den Beitrag deutscher Diplomaten an der Deportations- und Vernichtungspolitik in den besetzten Gebieten. Nach der Wiederetablierung eines demokratischen Systems in der BRD wollten von dieser Rolle aber die wenigsten Diplomaten und Politiker etwas wissen.

„Das Amt“ zeigt leider in aller Deutlichkeit, dass viel zu viele deutsche Diplomaten zwischen 1933 und 1945 die Vernichtungspolitik der Nazis aktiv unterstützen, sei es aus ideologischer Überzeugung oder Karrierestreben. Deutlich wird dabei, dass es sowohl ihnen als auch der Institution Auswärtiges Amt nach Kriegsende an Unrechtsbewusstsein fehlte. Entsprechend wurde die eigene Rolle im Nazisystem heruntergespielt oder sogar verfälscht. Es war daher hoch an der Zeit, dass die Historikerkommission durch die Schilderung ihrer Taten jenen mutigen Diplomaten Gerechtigkeit widerfahren lässt, die sich bewusst gegen die Politik Hitlers und des Amtes wandten und dafür karrieremässig einen hohen Preis zahlen mussten. Während viele deutschsprachige historische Werke aufgrund einer überkomplizierten Wortwahl oft schwierig zu lesen sind, ist „Das Amt“ höchst angenehm zu lesen - und dies obwohl die einzelnen Kapitel von unterschiedlichen Autoren verfasst worden sind. Dem Buch sind viele Leser zu wünschen.

Alfred Gerstl



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern ein schönes
Chanukkafest!

In Wien geht was weiter.



Wir Wienerinnen und Wiener sind für das zwischenmenschliche Klima in unserer Stadt verantwortlich. Darum

gehen wir aufeinander zu und reden miteinander. 

Telefonzelle, die den GemeindemieterInnen den freien Büchertausch an 24 Stunden pro Tag ermöglicht. Nur



500 RESTAURANTS

46 STÄDTE

1 ADRESSE



willessen.at

SCHNELL & EINFACH ESSEN ONLINE BESTELLEN!



Die Österreichische Volkspartei wünscht ein friedvolles Chanukka-Fest!

www.oevp.at

Michael Spindelegger
Bundesparteiobermann

Hannes Rauch
Generalsekretär



Chanukka ist ein großes Fest. Ein Fest des Glaubens.
Ein Fest der Familie. Ein Fest der Gemeinschaft. Und ein Fest der Freude.

Als Landeshauptmann von Niederösterreich übermittle ich die besten Wünsche und Grüße unseres Bundeslandes. Denn Glaube, Familie und Gemeinschaft sind auch hier bei uns Säulen einer lebendigen, toleranten und positiven Lebenskultur.

Nicht nur das verbindet uns mit der jüdischen Gemeinde, die durch ihre Lebendigkeit sehr viel Licht in unser Land bringt.

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll
und die Volkspartei Niederösterreich

Alexander Kluy: Jüdisches Paris.
Wien: Mandelbaum Verlag 2011.
309 Seiten, Euro 22,90.
ISBN 978-3-85476-358-1.

In keinem europäischen Land leben so viele Juden wie in Frankreich, nämlich 500.000 bis 600.000 und davon ungefähr die Hälfte im Grossraum Paris. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts „war die jüdische Gemeinschaft in Frankreich die kleinste in einem bedeutenderen europäischen Staat...“ schrieb der amerikanische Historiker Eugen Weber. So gab es in Paris zur Zeit der Dreyfus-Affäre bei einer Einwohnerzahl von 3 Millionen nur 45.000 Juden. Erst durch verschiedene Immigrationswellen - ab 1900 Flüchtlinge vor den Pogromen in Osteuropa, ab 1933 jene vor der Nazidiktatur und schliesslich der Massenexodus aus den unabhängig gewordenen Maghrebländern - begann die Zahl der jüdischen Einwohner bedeutend zu steigen.

Alexander Kluy vermittelt in einer kurzen Einleitung einen informativen Einblick in die Geschichte der Juden in Paris, deren Anwesenheit dort schon im 6. Jahrhundert schriftlich belegt ist. Wie auch in anderen europäischen Städten folgte darauf keinesfalls eine kontinuierliche Besiedlung, denn nach Verfolgungen und Vertreibungen lebten jahrhundertlang keine Juden in Paris. Wenn dem Buch auch ein Zitat des französischen Schriftstellers Jules Renard vorangestellt ist: „Zwei Buchstaben zu Paris dazufügen, und es ist: le paradis, das Paradies“, so war es das für Juden im Laufe der Geschichte eher selten, und auch in der Gegenwart gibt es zahlreiche antisemitische Übergriffe. Aber ohne den bedeutenden Beitrag von Juden und Stiftungen jüdischer Mäzene für Kunst und Wissenschaft wäre Paris für alle sicher etwas weniger „Paradies“.

Gegliedert nach den zwanzig Arrondissements, erzählt Alexander Kluy Geschichten zu Ereignissen und zu bekannten Personen wie Theodor Herzl, Alfred Dreyfus, Marcel Proust, Amadeo Modigliani, Paul Celan, Heinrich Heine und vielen anderen, aber auch zu den vielleicht nicht so Bekannten wie z.B. dem österreichischen Buchhändler Martin Flinker, dessen Buchhandlung eine „Vertretung deutschen Geistes in Paris“ genannt wurde.

Dieser *City Guide* bietet neben viel Wissenswertem zur Geschichte auch einen Anhang mit Adressen zu Einrichtungen des jüdischen Lebens, wie Synagogen, Mikwen, koschere Restaurants usw.

Evelyn Ebrahim Nahooray

Leserbrief

Adolf Schickelgruber oder Adolf Hitler
Zum Beitrag über Hans Habe (1911-1977), in: DAVID,
23. Jg., Nr. 90, Sept. 2011, S. 69-71.

Für das inhaltliche Angebot Ihrer Zeitschrift bin ich sehr dankbar. Ich bin über biographische Fragen rund um Ludwig Wittgenstein auf Ungenauigkeiten in Hitlers Schülerbiographie gestossen – beide haben dieselbe Linzer Realschule besucht; als Wittgenstein dort in die

5. Klasse eintrat, sass der eine Woche ältere Hitler aber erst in der 3. – und konnte dessen Schulzeit weitgehend berichtigend rekonstruieren, auch mit Hilfe des Beitrages von Karl Ramsmeier über Steyr in: DAVID, 10. Jg., Nr. 39, Dez. 1998, S. 17f.

Im DAVID-Beitrag vom Sept. 2011 (S. 69, re. Sp.) wird etwas verkürzt angedeutet, dass Hitlers „ursprünglicher Familienname ... Schickelgruber“ gewesen sei. Tatsächlich war das der ursprüngliche Familienname seines unehelich geborenen Vaters Alois Schickelgruber, daher auch der Familienname von dessen Mutter Maria Anna Schickelgruber (also von Adolf Hitlers Grossmutter). Diese heiratete 1842 einen herumziehenden Müllergesellen – Johann Georg Hiedler (sic!), wobei der 5-jährige Alois nicht legitimiert wurde. Was die Vaterschaft an Alois Schickelgruber betrifft, so stehen dieser Johann Georg Hiedler (sic!), aber auch dessen jüngerer Bruder (sic!) Johann Nepomuk Hüttler (sic!) in Verdacht; ob noch eine dritte Person zum Kreis der Verdächtigen zu zählen ist, muss offen bleiben.

Maria Anna geb. Schickelgruber verheh. Hiedler starb 1847, Johann Georg Hiedler starb 1857. 1876 geschah Seltsames, aber nach damaliger Rechtslage Zulässiges: Der verwitwete Johann Nepomuk Hüttler erschien mit drei Nachbarn als „Zeugen“ bei einem Notar in Weitra (Waldviertel). Ob der hauptbetroffene Alois Schickelgruber mit von der Partie war, geht aus den Dokumenten nicht eindeutig hervor. Die drei Zeugen gaben zu Protokoll, dass Johann Georg Hiedler wiederholt als seinen letzten Willen erklärt habe, den mit seinem nachmaligen Ehefrau Maria Anna Schickelgruber gezeugten Sohn Alois als seinen ehelichen Sohn und Erben seines Namens zu legitimieren.

Als der Notar den Namen Johann Georg niederzuschreiben begann, muss er bei Hie... innegehalten haben, überschrieb dann das e mit t und setzte so fort, dass Hitler entstand. Es fragt sich, wer den Notar zu dieser Namensschreibweise veranlasst hat. Adolf Hitler hat später seinem Vater Dankbarkeit für diese Korrektur gezeigt, sodass vermutet werden darf, dass dieser doch beim Notar dabei war. Die ganze Aktion lässt auch die Interpretation zu, dass Johann Nepomuk Hüttler sich als leiblichen Vater seines nunmehrigen „Neffen“ Alois Hitler vermutete und daher erst nach dem Tode seiner Frau die Legitimierung anstrebte.

Einen Tag nach der Vorsprache beim Notar erschien das Quartett (oder mit Alois: Quintett) beim Pfarrer von Döllersheim (Waldviertel) und legte die notarielle Legitimierungsurkunde vor. Der Pfarrer nahm die Korrekturen im Taufbuch vor, übernahm dabei die Namensschreibung Hitler und stellte eine neue Taufurkunde für Alois Hitler aus.

Adolf Hitler wurde daher 1889 als Sohn Alois Hitlers geboren, die Namensänderung – als „phonetischer Kompromiss“ zwischen Hiedler und Hüttler? – geschah also schon beim Vater. Der immer wieder vorgebrachte Kalauer, Adolf Hitler habe eigentlich Schickelgruber geheissen, ist somit eine alberne Mystifikation.

Adolf Hitler verdient keinen Funken Sympathie; es ist aber zulässig, die Entstehung seines Familiennamens wissenschaftlich korrekt darzustellen. (Vgl. Hermann Möcker: *Metalegóména genealogica et biographica Hitleriana*; in: Österreich in Geschichte und Literatur [mit Geographie], 52. Jg. 2008, Heft 4-5a, S. 199-210.)

Mag. Hermann Möcker (Wien)

Im Schatten des „Parnass“. Moritz Goldstein und die Jüdische Renaissance mit Manfred Voigts, Kommentar. Aus beiden erhalten wir eine Skizze des Lebens von Goldstein, der primär durch seinen 1912 veröffentlichten Essay „Deutsch-jüdischer Parnass“ bekannt ist. Goldstein, geb. 1880, gestorben knapp vor Erreichung seines hundertsten Geburtstages, stellt das typische Beispiel eines Intellektuellen dar, der durch die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland vertrieben, enturzelt und seiner finanziellen Möglichkeiten beraubt im Exil weiter arbeitet. Seine Erzählungen, Romane und philosophischen Arbeiten, besonders bisher ungedruckt Die Sache der Juden, fanden aber bisher kaum Verbreitung.

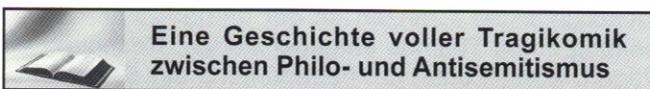
Von den insgesamt 11 (Doppel-)Beiträgen seien, um die thematische Breite aufzuzeigen, noch zwei weitere vorgestellt:

Thekla Keuck, „Für das Wohl des Vaterlandes - Strategien jüdischer Selbstbehauptung um 1800“, und Gunnar Och, „Gespaltene Identitäten“. Das offizielle Todesdatum von Moritz Itzig wurde von Behörden mit 13. Mai 1813 angegeben – gestorben an einer schweren Verwundung, die er einige Tage zuvor bei der Schlacht bei Gross-Görschen erlitten hatte. Geboren 1786 in Berlin, wurde er in Dessau beigesetzt. Seine zwei Jahre vor seinem Tode ausgesprochene Duellforderung an Achim von Arnim ist der Anlass, sich mit der in gesellschaftlichen Kreisen weit verbreiteten antisemitischen Einstellung der postfriderizianischen Epoche in Preussen auseinanderzusetzen.

Doerte Bischoff, „Fetisch Holocaust, Reflexionen deutsch-jüdischer Verhältnisse in zeitgenössischen Diskursen“, und Thomas Nolden, „Überlegungen zur Kritik des falschen Gedenkens“. Darstellungen des Verhältnisses von Juden gegenüber deutscher Kultur sind nach 1945 durch die Belastungen der Shoah und dem daraus erwachsenden Vorbehalten geprägt. Die Autorin ortet in diesen Beiträgen relativ häufig die Verwendung der Begriffe „Fetisch“ und „Fetischismus“. Den divergierenden Anwendungen und daraus folgenden variablen Aussagen in verschiedenen Texten nachzugehen ist Thema der Autorin. Der Ko-Referent hingegen sieht bei einer Reihe von Autoren sehr wohl die Möglichkeit, ohne Verwendung dieser Begriffe auszukommen.

Vor uns liegt also wieder ein Heft in gewohnt hoher Qualität, sowohl was die Beiträge als auch die Ausstattung betrifft. Solcherart ist die Möglichkeit, bei Interesse an einem oder auch mehreren Themen seine Kenntnisse zu bereichern, in erfreulichem Ausmass gegeben.

Horst Doležal



Howard Jacobson, Die Finkler-Frage
München, DVA 2011
448 Seiten, 22,99 Euro
ISBN 978-3-421-04523-2

Der Autor des vorliegenden, in England 2010 mit dem Booker-Preis ausgezeichneten Romans, Howard Jacobson, stammt aus einer jüdischen Familie und fühlt sich gewissen jüdischen Traditionen und der Geschichte der Juden verbunden. In „Die Finkler-Frage“ taucht er tief

hinein in das jüdische Leben in England und erzählt eine Geschichte, die lustig und ernst zugleich, voller Tragikomik steckt.

Der Roman erfasst einen nicht näher genannten Zeitraum von einigen Jahren mit etlichen Rückblicken aus der Sicht seiner Protagonisten, dreier Männer, zwei davon Juden, und einer, der es gerne sein möchte. Da ist der alte, aus der CSSR stammende Jude Libor Sevcik, fast neunzig Jahre alt und ehemaliger BBC-Journalist. Er war über vierzig Jahre mit seiner Frau Malkie verheiratet, die für ihn eine glänzende Karriere als Konzertpianistin aufgab. Als Malkie nach unheilbarer Krankheit stirbt, bricht für Libor eine Welt zusammen, die er dadurch aufrechtzuerhalten sucht, dass er Schuberts „Impromptus“ spielen lernt. Vor ihrem Tod hatten die beiden mit dem Gedanken gespielt, gemeinsam vom Bitchie Head zu springen, „aber Malkie meinte, ich sei zu leicht, also würde ich bestimmt nicht gleichzeitig mit ihr im Meer landen. Und ihr gefiel die Vorstellung nicht, im Wasser auf mich warten zu müssen.“ Das Buch ist auf über 400 Seiten voll von solchem Humor. Der zweite Protagonist ist der Jude Sam (Samuel) Finkler, ein erfolgreicher und in den Medien permanent präsenter Philosoph, der aber grosse Probleme hat mit der Politik des Staates Israel und sich deshalb schämt, ein Jude zu sein. Mit anderen, denen es ähnlich geht, gründet er die sogenannten ASCHandjiddn, unter denen es aber wiederum die heftigsten Auseinandersetzungen um Detailfragen gibt. Nie sind sie sich einig und selten gefeit vor unwillkommener Zustimmung von Antisemiten. Als die sie sich übrigens fast täglich selbst gegenseitig beschimpfen. Sam Finkler ist verheiratet mit Tyler, die für ihn zum Judentum konvertiert und über seine antijüdischen Aktivitäten entsetzt ist.

Sam Finkler ist mit dem dritten im Bunde, Julian Treslove, über viele Jahre in die Schule gegangen, und sie sind nach wie vor befreundet. Auch deshalb, weil Julian über viele Jahre bei der BBC gearbeitet hat, wo, wie er findet, unverhältnismässig viele Juden sich tummeln. Doch die waren es nicht, die zum Ende seiner dortigen Tätigkeit als Journalist führten. Mittlerweile verdient er sein Geld bei einer Agentur, die ihn als Doppelgänger berühmter Personen vermietet. Treslove hat irgendwann mit der schon von ihrer Krankheit gezeichneten Tyler eine sexuelle Affäre und ist ganz enttäuscht, als er erfährt, dass sie gar keine „richtige“ Jüdin ist.

Der Roman beginnt mit einer Szene, die das Leben von Julian Treslove verändern wird. In einer Einfahrt wird er von einer Frau überfallen und ausgeraubt, und, je länger je mehr, ist er sich sicher, dass diese Frau zu ihm gesagt hat: „Du Jud.“ Seit langem fühlt sich Julian Treslove, der in zahllosen Beziehungen immer schnell gescheitert ist und auch als Vater zweier Söhne nicht gerade überzeugt, wieder glücklich. Endlich glaubt er, dazu zu gehören. Er fragt sich, was wohl seine beiden Freunde Finkler und Tibor zu seinem Bedürfnis sagen werden, ein Jude zu sein, Juden, die alles dafür gäben, keine zu sein.

Howard Jacobson schildert mit vielen ironischen Stilmitteln sowohl die innerjüdischen Debatten um Identität, Israel, die Palästinenser, den Holocaust und „den HERRN“, als auch in der Person von Julian Treslove eine auch bei etlichen dem Judentum affinen Menschen eigene Sehnsucht nach dem Jüdischsein. Da hören wir von skurrilen Debatten im Kreise der ASCHandjiddn, lesen über die Frage, ob die jüdische Sitte der Beschneidung das sexuelle Verlangen nun steigert oder hemmt, einem jüdischen Blogger, der durch manuelle Stimulation seine entfernte Vorhaut wieder hochziehen will, und immer wie-



**Eine Geschichte von Freundschaft,
Spieleleidenschaft, Verzweiflung und Tod**

Friederika Richter: „Macht Euer Spiel“
Berger-Verlag Horn, 2010
358 Seiten, € 24,90
ISBN 978-3-85028-505-6

Das Buch schildert die Geschichte von drei Freunden, die sich nach dem Abschluss des Theresianums, einer Eliteschule Wiens, und anschließendem Studium an der Universität, auf ihre Karriere vorbereiten. Ein Dichter (Wladimir von Hartlieb), ein Bridgespieler und zeitweise Lektor (Anton von Scudier), beide Söhne von Generälen, sowie ein Mäzen des Dichters (Kurt von Redlich) – Industrieller, Jude, Musiknarr und Homosexueller.

Basis der Erzählung sind ca. 1.700 Briefe der Beteiligten an den Dichter, die in der Handschriftensammlung der Nationalbibliothek aufbewahrt sind.

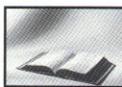
Ein großer Teil des Buches ist der dritten Frau des Dichters, Berta Camilla (Milla) gewidmet. Das Leben dieser Frau lag bis zu Beginn der Arbeiten am Nachlass des Dichters vollkommen im Dunkeln.

Es scheint seltsam, ihr Mann, ein ideologisch aktiver Vorkämpfer des Nationalsozialismus, liess sich von ihr scheiden, als er von ihrer jüdischen Herkunft erfuhr, aber er scheute sich nicht Gnadengesuche an Adolf Hitler, Baldur von Schirach und Gauleiter Bürkel zu schicken – es war umsonst. Die widergegebenen Tagebucheinträge sind ausgeprägte literarische und verzweifelte Reflexionen von Schuld, Hoffnung und Liebe. Trotz dieser Interventionen erfolgte der Abtransport nach Theresienstadt. Hartlieb verlor sein Recht zu publizieren. Auch sein Bestseller „Parole: DAS Reich“ schützte weder Milla vor dem Vernichtungslager, noch ihn gegen die Überwachung durch die GESTAPO.

Hier beginnt aber die wirkliche Liebesgeschichte. Gefangen zwischen den Gedanken an seine Karriere und seinem Schuldgefühl gegenüber der zunehmend hoffnungslosen Milla, besuchte er sie geheim im jüdischen Ghetto.

Hartlieb verbrachte den Rest seines Lebens mit der quälenden Ungewissheit, Schuld an Millas Tod zu sein.

Artur Hartlieb-Wallthor



„Sie werden leben!“

Renate M. Schönfeldinger: „Sie werden Leben!“. Das Schicksal eines jüdischen Zwangsarbeiters aus Ungarn und seine Rettung durch eine burgenländische Familie im Jahr 1945.

Pinkafeld: Verlag Desch-Drexler 2010.
100 Seiten, 30 Abbildungen, Euro 12,90
ISBN 978-3-9500331-9-9

György Krausz, welcher sich später Giora Krany nannte, war ein Jude aus der nahe der österreichisch-ungarischen Grenze gelegenen Stadt Szombathely. In ihr lebte er mit seiner Familie zusammen und erlebte das näher rückende Übel des NS-Regimes und den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Geschichten von Gräueltaten von Deutschen an Juden glaubte sein Vater zunächst noch nicht und weigerte sich auch, mit der Familie auszuwandern. Schliesslich wurde Giora Krany im Oktober 1943, im Alter von 21 Jahren, zum

Arbeitsdienst eingezogen, wo er unter immer unmenschlicheren Bedingungen Zwangsarbeit leisten musste. Von da an war er von seiner Familie in Szombathely getrennt und musste an verschiedenen Orten in Ungarn, der Slowakei und schliesslich gegen Kriegsende in Österreich Arbeitsdienst leisten.

Immer der Willkür seiner Wachtmeister ausgeliefert und um sein Leben fürchtend, durchlitt er die Strapazen des Arbeitsdienstes und erfuhr im März 1944, bei der Verminung einer Eisenbahnstrecke, durch den Zuruf eines Mannes, der in einem vorbei fahrenden Zug sass, von der Deportation aller in Szombathely lebenden Juden und somit auch seiner Familie.

Kurz vor Ende des Krieges wurde Giora Krany als Hilfskraft in einer Mühle in Gaas (Österreich) nahe der ungarischen Grenze eingesetzt. Als seine Kompanie dann weiter marschierte, flüchtete er sich zusammen mit einem weiteren Zwangsarbeiter namens Cundra, dessen Nachname nicht bekannt ist, in einen Wald. Schliesslich kamen sie an den Hof der Familie Legath, wo sie Unterschlupf für die letzten Kriegstage fanden und von Familie Legath unter eigener Lebensgefahr versteckt wurden. Nach der Befreiung durch die Sowjetunion kehrte Krany zunächst nach Szombathely zurück, wanderte schliesslich aber nach Israel aus. Dort schrieb er seine Erinnerungen an diese schwere Zeit auf Ungarisch nieder.

In dem Werk „Sie werden leben!“ beschreibt die Autorin Renate M. Schönfeldinger auf Basis der Übersetzung ins Deutsche von Zsuzsanna Eck-Varga eingängig die Erlebnisse von Giora Krany vor und nach seiner Einberufung zum Arbeitsdienst. Hierzu bettet sie den Lebensweg Kranys in die Geschichte der ungarischen Juden ein, indem sie vor den Schilderungen der Erlebnisse Kranys kurze Einführungen in den historischen Kontext der ungarischen Juden bietet. So gelingt es ihr, die bewegenden Erlebnisse Kranys für eine breite Leserschaft begreifbar zu machen.

Hans Peter Watermann



Gerettet – Zerbrochen

Spuhler, Georg. Gerettet – Zerbrochen. Das Leben des jüdischen Flüchtlings Rolf Merzbacher zwischen Verfolgung, Psychiatrie und Wiedergutmachung. Chronos, Zürich 2011, 229 Seiten, Euro 25.-
ISBN: 978-3-0340-1064-1

Der Historiker Gregor Spuhler zeichnet in diesem sehr guten Buch die tragisch anmutende Lebensgeschichte des jüdischen Flüchtlings Rolf Merzbacher (1924-1983) nach. Souverän spinnt er den biographischen Faden durch eine Vielzahl von oft verwirrenden Quellen, souverän beherrscht er den Forschungsstand zum Judentum in der Schweiz und zur unseligen Flüchtlingspolitik des vom Krieg verschont gebliebenen, neutralen Landes. Seine präzisen Ausführungen sind niemals pathetisch, umso anrührender wirkt das Schicksal des Flüchtlings, der in der Schweiz psychisch zerbrach, auf die Leserinnen und Leser.

Hineingeboren in eine kleine Württemberger Arztfamilie, beschloss der Vater noch vor dem Weltkrieg, die beiden Söhne in Sicherheit zu bringen. Die Eltern wurden später deportiert, erst nach Frankreich, wo Dr. Julius Merzbacher, ein Weltkriegsveteran und an sich gut integrierter Jude, als Arzt wirkte, später nach Polen, wo das Paar ermordet wurde. Rolf Merzbacher war ein sehr guter Schüler, sein Berufswunsch war, Arzt zu werden. Doch war dies in der

SATAF in den Hügeln von Judäa.

Ein Projekt des Keren Kayemeth **Leisrael**

Das biblische Dorf Sataf befindet sich einige Kilometer entfernt von Jerusalem.

SATAF liegt zwischen Hadassa und Ein Karem, Aminadav, Even Sapir.

Die Geschichte von Sataf beginnt bereits in der Zeit von Jehoshua Ben Nun. Der Name Sataf ist ein hebräisches Wort und man hat es bereits in der Zeit der Mishna benutzt (es wurde Satafim Obst, - reifes Obst - zum Tempel gebracht). Es gibt Beweise für permanente Besiedlung während 6000 Jahren und man kann heute in Sataf Spuren dieser ganzen Zeit finden. Das Gebiet umfasst eine Grösse von über (1.500 Hektar).

Wiederbelebte antike Landwirtschaft

Im Herzen der Jerusalemer Berge, an den östlichen Abhängen des Mount Eitan, westlich von Jerusalem, neigen sich grüne Abhänge bis zum Sorek Flussbett hinab. Zwei Quellen ergiessen sich vom Berg hinunter ins Tal und bewässern die landwirtschaftlich genutzten Terrassen – eine Erinnerung an die Jahrtausende alte hebräische Kultur, welche fast in Vergessenheit geraten ist. Gemüse- und Obstgärten werden wie zu Zeiten der Israeliten bewässert. Olivenhaine, Mandelbäume und Weinberge sind kultiviert und müssen nicht bewässert werden. Die Landschaft ist saftig grün das ganze Jahr über. Das ist Sataf, eine Ecke verborgener Schönheit, wo die Zeit stillzustehen scheint.



Foto: KKL-JNF

In den frühen „80igern“ hat der **Keren Kayemeth Leisrael** – der **Jüdische Nationalfonds** – mit der Restaurierung der landwirtschaftlichen Terrassen in diesem Gebiet begonnen. Er restaurierte die Wasserspeicher-Becken der Sataf- und Bikura-Quellen, reparierte die Terrassen und grub die Bewässerungskanäle. Daraus resultiert die Rekonstruktion der landwirtschaftlichen Methoden

aus biblischen Zeiten. In Zukunft wird man weitere Aktivitäten aus alter Zeit beobachten können, wie Ölpresen und Traubenstampfen für Wein usw.

Terrassen und Beobachtungstürme

Während der israelitischen Periode, zur Zeit unserer Vorfahren, war das leicht zu bearbeitende Land in den Tälern noch bewohnt von der alten, ortsansässigen Bevölkerung. So blieb ihnen nur der steinige Boden und die natürlichen Wälder in den Judäa Hügeln und dem südlichen Samaria zum Bearbeiten: „Geh hinauf ins Waldgebirge und rode dort für dich“ (Josua 17.15). Viel Arbeit verursachte das Entfernen des Gesteins (beschrieben in der Bibel als izuk) und das Wegbringen an die Ränder der natürlichen Terrassen (sikul).

Diese Steine wurden dann für die tragenden Wände benötigt, welche die Schichten der fruchtbaren Erde hielten, die in das Gebiet eingeführt wurde. So wurden die landwirtschaftlichen Terrassen konstruiert. Das Wort „Terrasse“ leitet sich vom lateinischen Wort „terra“ für „Land“ ab.

Die nicht gebrauchten Steine vom izuk und sikul wurden zum Bau der Beobachtungstürme, für das Bewachen der Ernte, benötigt. Ihre Konstruktion ist lebhaft beschrieben

in der Parabel vom Weinberg: „Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter“ (Jesaja 5). Auf diese Weise wurden die Terrassen und „Wachposten“ ein Teil der Landschaft in den Judäa Hügeln und von Jerusalem.

Wie in der Parabel beschrieben, wurde in Sataf der Prototyp eines Weinberges erschaffen. Er umfasst 26 verschiedene Sorten Reben aus alter Zeit, welche im Land Israel wuchsen, Terrassen, massenhaft ausgegrabene Steine und einen „Beobachtungsposten“. In der Nähe befinden sich die Überreste einer Weinpresse für das Verarbeiten der Weintrauben.





Die Prachtstrasse der Steppenstadt Orenburg, die *Sowjetskaja*, ist etwa ein Kilometer lang. Die Bauweise erinnert ein wenig an Sankt Petersburg. Gestern noch hat es stark geregnet, das kontinentale Steppenklima saugt die Feuchtigkeit auf den Strassen rasch auf. Ich bin 3800 km von zu Hause entfernt, auf dem Weg zur jüdischen Gemeinde von Orenburg.



Orenburg, 1500 Kilometer südöstlich von Moskau gelegen, ist eine multikulturelle Stadt

Dass hier am Ende Europas Juden leben, überrascht mich. Auf der anderen Seite der Stadt am Ural beginnt Asien. Die Multikulti-Stadt zeigt sich in allen Facetten, hier eine Moschee, da eine Polnisch-Katholische Kirche, die Lutheraner gleich nebenan, die Russisch-Orthodoxe Kirchenverwaltung befindet sich vis-à-vis der jüdischen Gemeinde. Die Synagoge wurde erst 1996 nach der politischen Wende den Juden von Orenburg zurückgegeben. Ein unscheinbar einstöckiges Gebäude, homogen reiht es sich ein in das alte Stadtviertel von Orenburg. Im Zarenreich war das Ansiedlungsrecht für Juden stark



Die Synagoge zu Orenburg, gegründet 1870



Der Innenraum der Synagoge

reglementiert. Juden sollten sich möglichst am Rande des Russischen Reiches, ausserhalb der grossen Städte ansiedeln. 1806 wurden sechs Juden aus Moskau nach Orenburg verbannt, das war der Anfang jüdischen Lebens in der Steppenstadt am südlichen Ural. Zar Alexander II. Nikolajewitsch (1818–1881) lockerte die Ansiedlungsrechte für Juden. 1870 wurde die Orenburger Synagoge errichtet.



Eingang zur Synagoge

Trotz alledem war das Leben für Juden nicht leicht. Bei einer statistischen Erhebung im Jahre 1897 kam heraus, dass 23 Russisch-Orthodoxe, 3 Katholiken und 7 Lutheraner als Muttersprache Jiddisch angaben. Ende des 18. Jahrhunderts fiel Orenburg einem Grossbrand zum Opfer. Fast die Hälfte des Ortes brannte nieder, dann kam die Oktoberrevolution, die ebenfalls nichts Gutes brachte.

Religion war den Bolschewiki ein Dorn im Auge und wurde systematisch behindert und verdrängt. Die Zerstörung von Gotteshäusern begann 1928 und wurde bis

 Martha KEIL und Barbara STAUDINGER

Tagungsbericht zur 21. Internationalen Sommerakademie des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs (in Kooperation mit dem Institut für osteuropäische Geschichte der Universität Wien), vom 6. bis 8. Juli 2011 in Wien, Veranstaltungszentrum Erste Bank.

Um 1900 veränderte sich die jüdische Welt Mitteleuropas. Pogrome vor allem im Russischen Reich und wirtschaftliche Not hatten zur Folge, dass osteuropäische Jüdinnen und Juden in Massen in den Westen migrierten, in die europäischen Metropolen ebenso wie nach Amerika. Die in der Mehrzahl tief religiösen „Ostjuden“ trafen dort auf weitgehend in die nichtjüdische Gesellschaft integrierte „Westjuden“ und damit auf ein völlig neues jüdisches Umfeld. Dessen Reaktion schwankte einerseits zwischen Ablehnung der vermeintlichen „Hinterwäldler“ und andererseits der Stilisierung des „wahren“, weil „authentischen“ Judentums, das man selbst bereits verloren hatte. Aber auch die „Ostjuden“ verarbeiteten ihre neue Lebenssituation auf unterschiedliche Weise.

Anders als in der Bundesrepublik Deutschland ist die kritische Hinterfragung der häufig verwendeten Bezeichnung „Ostjuden“ in Österreich erst seit kurzem aktuell. Aus diesem Grund griff die Tagung das Thema auf und diskutierte den Begriff, der vor allem durch Joseph Roths Werk „Juden auf Wanderschaft“ (Berlin 1927) in den öffentlichen Diskurs einging. Das Bild des „Ostjuden“ ging auch von Zeitgenossen oft mit einer abwertenden Beschreibung und einem negativen Klischeebild einher, das als Projektion von Ängsten und Vorurteilen – sowohl von Nichtjuden als auch von Juden – erklärt werden kann. Trotzdem wurde dieser belastete oder zumindest keineswegs neutrale Begriff von der historischen Forschung aufgenommen. Insbesondere der Historiker Heiko Haumann (Prof. em. der Universität Basel) hatte mit seiner 1990 veröffentlichten, zu Recht gerühmten „Geschichte der Ostjuden“ daran entscheidenden Anteil.

Heute wird, erklärte die Professorin an der Freien Universität Berlin Gertrud Pickhan in ihrem Eröffnungsvortrag, der Begriff „Ostjuden“ kritisch hinterfragt. Die Auseinandersetzung mit der Begriffsgeschichte und eine Einbeziehung der jüdischen Selbstwahrnehmung führten zu einer differenzierten Betrachtung. Denn die „Ostjuden“ sind, so Pickhan, im Wesentlichen ein Konstrukt, sowohl seitens der Zeitgenossen wie auch der Forschung und keine adäquate Bezeichnung für die

Gesamtheit der jüdischen Migranten und Migrantinnen aus Osteuropa. Sie schlug vor, mit dem Ausdruck „Miskrekh Yidishkeyt“ eine ins Jiddische übersetzte Selbstbezeichnung zu wählen und damit die Selbstwahrnehmung der Betroffenen in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen.

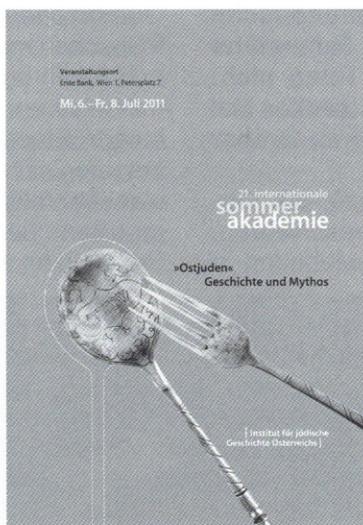
Orte und Menschen

Ausgehend von diesen Überlegungen führte das erste Panel der Tagung zu den jüdischen Gemeinden Galiziens, zu den Shtetln und den politischen und wirtschaftlichen Lebensgrundlagen. Dies bedeutet eine Fokusverschiebung in der Forschung, da der Untersuchungsschwerpunkt bisher zumeist auf den osteuropäischen Juden als Migranten in den Zentren Mittel- und Westeuropas oder auch in den USA lag. Über die Gemeinden in Osteuropa selbst ist im Vergleich relativ wenig geforscht worden. Der aus Lemberg/Lv'iv stammende Historiker Svjatoslav Pacholkiv, der am Institut für jüdische Geschichte Österreichs (INJOEST) in

einem FWF-Projekt zu den jüdischen Gemeinden in Galizien 1790–1848 forscht, beschäftigte sich mit der inneren Struktur dieser Gemeinden. Er zeichnete die Entwicklung der Gemeindeverwaltung (Kahal) nach, die hauptsächlich von einer kleinen, wohlhabenden, miteinander verwandten und verschwägerten Oligarchie getragen wurde. Die mehr als 75% der übrigen Gemeindeglieder waren aufgrund ihrer marginalen oder überhaupt nicht vorhandenen Steuerleistung von jeder politischen Teilhabe ausgeschlossen.

Börries Kuzmany, Historiker am Doktoratskolleg Galizien des Instituts für Slawistik der Universität Wien, setzte sich mit der Geschichte und Wahrnehmung des Shtetls auseinander. Auch hier zeigte sich, dass die Verwendung des Shtetl-Begriffs zu einer Vereinheitlichung des Bildes von dieser jüdischen Ansiedlungsform geführt hat, das wenig oder gar nicht der Realität entspricht. Die zahlreichen Shtetln Zentral- und Osteuropas unterschieden sich in Grösse, jüdischem Bevölkerungsanteil, politischer Herrschaft und religiöser Ausrichtung stark voneinander. Allen gemeinsam war ihre wirtschaftliche und kulturelle Vermittlerrolle zwischen Adel und Bauern sowie Stadt und Land.

Von einem ganz anderen Blickwinkel näherte sich Andreas Vormayer, Kurator am Technischen Museum Wien mit Spezialgebiet Energie und Bergbau, dem Thema: Er stellte ein in der Forschung nur wenig beachtetes Erwerbsfeld der galizischen Juden vor, das zu einer Differenzierung des häufig beschworenen Klischees vom mittellosen und erwerbsuntüchtigen



Im Eigenverlag erschienen

Die iranische Armee ist mit ihren Altbeständen aus Zeiten des Schahs nicht besonders gut gerüstet. Seit dem Iran-Irakkrieg plagt das Paranoia, von ständig angriffsbereiten (sunnitisch-arabischen) Feinden umgeben zu sein, das politische Establishment des Iran. Diesem zu entkommen, und die innenpolitische Zerrissenheit durch die „Verantwortung um die Bombe“ zu überdecken, ist ein wichtiges inneres Motiv, nach Atomwaffen zu streben.

Eine Revolution liegt im Iran schon länger in der Luft, und die konservativen Eliten kämpfen hart, diese abzuwehren. Sich dauernd steigende Rhetorik, das Beschwören äusserer Feinde und die Propaganda gegen Israel sind die bekanntesten Mittel.

Im Rennen um die regionale Vorherrschaft, die anscheinend auf dem Rücken Israels entschieden werden soll, ist die Türkei, deren politische Eliten fest im Sattel sitzen, die eine wirkungsvolle religiöse Brücke in den arabischen Raum hat und deren wirtschaftliche und militärische Leistungsfähigkeit in einem steilen Aufwind begriffen ist, langfristig der gefährlichere Gegner. Man täte gut daran, lieb gewonnene Bilder beider Systeme über Bord zu werfen und sich den neuen Gegebenheiten zu stellen. Man soll sich nicht von Propaganda blenden lassen. Langfristig bieten sich der Türkei mehr Chancen, die Existenz Israels in Frage zu stellen, als dem Iran. Dementsprechend sollte man zwischen lästigen und gefährlichen Gegnern unterscheiden. ■

1 Dieses Naheverhältnis ist auch der Grund, warum Erdoğan die Hamas im Gazastreifen der Fatah im Westjordanland als palästinensische Vertretung den Vorzug gibt. Alle türkischen Aktionismen, verbalen Äusserungen, Zuwendungen und Besuchstätigkeiten richten sich auf die Hamas aus, und nehmen eine Schwächung der Fatah zumindest in Kauf.

2 Im Gegensatz zur „seligen“ Darstellung Gaddafis in den deutschen Medien ist anzumerken, dass Gaddafi keinesfalls als „säkularer“ Diktator zu bezeichnen war. Auch in Gaddafis Libyen galt die Scharia, und er war an der Ausbreitung des „wahren Glaubens“ sehr interessiert. Die Förderung nordafrikanischer Einwanderung war nur ein Mittel hierzu, man unterstützte auch religiöse Stiftungen und Vereine in ganz Europa.

3 Mahmud Ahmadinedschad als Präsident des Iran wünscht sich für sein Amt grössere Machtbefugnisse. Ali Chamenei ist oberster Rechtsgelehrter, Vorsitzender des Wächterrates und somit formelles und faktisches Staatsoberhaupt des Iran. Er sucht die Stellung des Klerus im politischen System zu festigen und gegen Reformen wie auch konservative (Berufs-)Politiker zu verteidigen.

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE LINZ

**wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Chanukkafest**

PolAk

Politische Akademie der ÖVP

1120 Wien, Tivoligasse 73
Tel.: +43-81420-0

Zum bevorstehenden Chanukkafest 5772
übermittelt die
Politische Akademie der ÖVP
allen jüdischen Mitbürgern
vor allem aber den Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID
die besten Grüsse und Wünsche!

Rudolfine und Mag. Dr. Susanna

STEINDLING

wünschen allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest.

**Bäume schenken statt Blumen
als Gastgeschenk?
Eine gute Idee von bleibendem Wert!**



Keren Kayemeth LeIsrael

Schenken Sie Bäume in Israel und machen Sie sich selber eine Freude. Bestellungen: telefonisch, per Mail oder schriftlich.
Keren Kayemeth LeIsrael 1010 Wien Opernring 4/2/7
Tel. 01-513 86 11 Fax. 01-513 86 119 info@kklwien.at
www.kklwien.at PSK 1300675 BA 10412629600

Falsche Freunde, unechte Feinde? Israel, die Türkei und der Iran – ein Plädoyer für die Entstaubung der israelischen Sicherheitsdiskussion



Gustav C. GRESSEL

Kaum eine strategische Diskussion bewegt sich in so festgefahrenen Bahnen und orientiert sich an tradierten Bildern wie die Diskussion um die Sicherheitslage Israels. So galt etwa seit den späten 60er Jahren das Credo, dass der Irak unter Saddam Hussein die grösste militärische Bedrohung an der israelischen Ostfront darstelle. Das Irak-Paradigma war aus den Köpfen vieler „Sicherheitsexperten“ nicht herauszubringen und steuerte einiges zu der Überschätzung des irakischen Einfluss- und Militärpotentials 2003 bei.

Die militärischen Beiträge des Irak zu den Kriegen 1967 und 1973 waren jedoch bescheiden. Auch seine Unterstützungsleistungen an die PLO und später die Hamas hielten sich in Grenzen – zumindest waren sie weniger bedeutend als die Saudi-Arabiens, der Golf-Emirate oder Irans. Der Raketenbeschuss Israels 1991 durch den Irak war auch verglichen mit dem Können der Hizb'Allah 2006 eine jämmerliche Show. Und nach dem Fall Saddam Husseins war die „Ostfront“ weder beruhigt noch sorgenfrei. Vielmehr führte dieser zu einem Aufstieg des Iran und bot Syrien die Möglichkeit, seine Kräfte im Libanon zu bündeln. Der Irak hat heute Zugriff auf amerikanische Rüstungstechnologie und ist langfristig wenig stabil, geschweige denn berechenbar oder an den Westen gebunden.

Ob der durch viele Israelis wie auch Freunde Israels im Westen begrüßte Feldzug der USA 2003 für Israel tatsächlich Vorteile erbracht hatte, muss stark bezweifelt werden. Da man jedoch 2003 in einem starren Bild über die Lage des Irak verhaftet war, übersah man, dass sich die realen Kräfteverhältnisse im Mittleren Osten seit 1980 drastisch verändert hatten. Auch heute steht die Diskussion – vor allem in den USA – zu zwei Staaten in althergebrachten Schienen, die kritisch zu überdenken sind: zur Türkei und zum Iran.

Die türkische Bedrohung

Kommt das Thema der türkisch-israelischen Beziehungen auf, so wird stets rezitiert, dass die Türkei ein zwar überwiegend muslimisches Land sei, aber trotzdem als NATO-Mitglied quasi Teil des Westens sei, als erster Staat 1949 Israel offiziell anerkannt habe und lange gute Beziehungen zu Israel pflegte – bis eben einige kleine Vorfälle in den letzten Jahren. Dass die Türkei zu Israel über Jahrzehnte gute Beziehungen pflegte und für Israel unter den NATO-Staaten wertvoller war als

so manche Europäer stimmt zwar – jedoch trifft dieses Bild auf die „alte türkische Republik“, also jenen von kemalistischen Eliten und dem Militär geführten türkischen Staat von 1923 bis 2002 zu. Viele unterschätzen den tiefgreifenden Wandel, den die Türkei seit der Machtübernahme Erdoğan erfahren hatte. Und dies betrifft insbesondere die aussenpolitische Agenda der Türkei.

Die neo-ottomanistischen Ambitionen der neuen Türkei werden zwar von offizieller Seite stets bestritten, sind jedoch abseits diplomatischer Plattitüden umso offensichtlicher. Formell streckte die Türkei die Hand zu allen Nachbarn aus, praktisch erfuhren jedoch nur die Beziehungen zu islamischen Nachbarn eine Dynamisierung. Die Beziehungen zum Iran haben sich deutlich verbessert, und die Türkei versuchte, den diplomatischen Druck auf Teheran hinsichtlich dessen nukleare Ambitionen zu dämpfen. Mit Assads Syrien und dem Libanon strebte man lange eine „gemeinsame Integration“ an – also zumindest einen integrierten Wirtschaftsraum, wenn nicht mehr. Die Unruhen in Syrien haben diesen Träumen vorerst ein Ende gesetzt.

Die türkische Haltung zu den Umbrüchen im Nahen Osten war ambivalent. Aufgrund des Naheverhältnisses von Erdoğan's AKP zur Muslimbruderschaft¹ war die Türkei einer der ersten Staaten, die Mubarak zum Rücktritt aufforderte und das Ergebnis der Revolution begrüßte. Die Türkei hofft, dass die eigenen Pläne regionaler Vorherrschaft mit einem von der Muslimbruderschaft regierten Ägypten besser verwirklicht werden könnten. Dementsprechend pocht man nun auch auf einen raschen Urnengang. Im Falle Gaddafis verhielt sich die Türkei zurückhaltender. Der offizielle Grund für das lange Festhalten Erdoğan's an Gaddafi war die starke Präsenz türkischer Baufirmen in Libyen. Dass diese Firmen aber grossteils zur Parteiklientel der AKP gehörten und von Gaddafi grosse Zuwendungen empfangen,² ist ein gerne verschwiegenes Detail. Nachdem die Entscheidung zugunsten der Rebellen gefallen war, suchte die Türkei sofort durch grosszügige Unterstützungsleistungen an Einfluss zu gewinnen. Wie in Ägypten und Tunesien verfolgt sie auch hier das Ziel, durch eine religiös geprägte Regierung an Einfluss zu gewinnen.

Dem Libanon versprach man implizit militärischen Beistand gegen eine erneute Intervention Israels, und in Syrien unterstützt man nunmehr die Muslimbruderschaft im Kampf gegen Assad. Die Türkei hofft, als grosser Profiteur der jüngsten Entwicklungen hervorzugehen, den zukünftigen Nahen Osten

nicht. Nach dem Ausbruch des Krieges trat er in die tschechoslowakischen Einheiten in Frankreich ein. Zusammen mit dem berühmten Klavierspieler Rudolf Firkušný (1912–1994) veranstaltete er Konzerte für tschechoslowakische Soldaten. Nach der Niederlage Frankreichs musste er jedoch wieder fliehen, diesmal sehr schnell, und so blieben seine ausserordentlich wertvolle Musikinstrumentensammlung und einige (nie herausgegebene) Handschriften in Paris. Sein Schicksal schilderte er später in der Erzählung *Ruhe auf der Flucht*. Nach einigen unsicheren Monaten gelang es ihm, nach Portugal und von dort in die Vereinigten Staaten zu entkommen. In New York hatte er eine Lehrstelle für Klavier am renommierten Mannes College of Music inne. Im Jahr 1942 heiratete er die Musiklehrerin Blanka Kotikova, geb. Roumen (1905–2006). Hermann Grab wurde auch als Schriftsteller berühmt. Ein grosses Interesse erweckten insbesondere sein *Romane Der Stadtpark* (1935) und die posthum herausgegebenen Erzählungen *Hochzeit in Brooklyn* (1957).¹⁰ Er ist im Jahr 1949 ohne Nachkommen verstorben.

Hugos jüngerer Sohn Leo war als Prokurist und Gesellschafter der Familienfirma tätig. Im Jahr 1934 heiratete er die ehemalige Frau seines Cousins Max Josef, Nelly. Während sein Bruder von Natur aus ein Intellektueller war, war Leo ein höchst erfahrener Geschäftsmann und ein Mann mit nicht unbedeutendem Erfahrungswissen. Er konnte die Gefahr deutlich erkennen, die seitens des nationalsozialistischen Deutschlands drohte, und deswegen fuhr er kurz nach dem Münchner Abkommen mit seiner Familie nach Paris, wo er auch die erwähnte Konzerttournee seines Bruders Hugo vorbereitete. Nach der Kapitulation Frankreichs organisierte er die Ausreise der Familie nach Portugal und in die Vereinigten Staaten. Hauptsächlich dank ihm konnte die Prager Linie der Familie Grab den Krieg überleben. In den Vereinigten Staaten nahm Leo den Namen de Grab an, den auch sein angeheirateter Sohn Richard annahm. Leo hatte keine eigenen Kinder. Er starb im Jahr 1973 in New York, und mit ihm ist auch die jüngere Familienlinie ausgestorben.

Im Protektorat Böhmen und Mähren war das Vermögen der Familie Grab im Jahr 1939 unter Zwangsverwaltung gestellt und anschliessend konfisziert worden. Wie bei der Mehrzahl des jüdischen und des sog. jüdischen Vermögens wurde in der Tschechoslowakei nach 1945 keine Restitution durchgeführt, und so bleibt diese Frage auch mehr als 65 Jahre nach dem Kriegsende offen. ■

¹ Diese Studie entstand mit Unterstützung der Studienbeihilfebehörde der Tschechischen Republik Nr. 404/08/0259.

² Zu dieser Frage siehe: Hanns JÄGER-SUNSTENAU, *Die geadelten Judenfamilien in vormärzlichen Wien, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, Wien 1950, S. 26-45; Jan ŽUPANIČ, Die Entstehung des jüdischen Adels in der Habsburger Monarchie. Aschkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, 17. Jg., Heft 2, 2007, S. 473-497.*

³ Siehe Leo GOLDHAMMER, *Die Juden Wiens. Eine statistische Studie, Wien 1927, S. 17 ff.*

⁴ Für die Erteilung der meisten Informationen über die Familie (einschl. der genauen genealogischen Daten) danke ich Dipl.-Ing. Architekt Hans Peter Grab (Augsburg, Deutschland). Vgl. auch die von ihm erstellten Webseiten GRAB-FAMILY.COM, [online], letzte Version nicht angegeben [Zit. vom 7. 9. 2011]. Zum Herunterladen unter: <<http://www.grab-family.com/>>.

⁵ Siehe *Historie Prahy Libně* (Die Geschichte von Prag-Libeň), [online]. c 2009, letzte Revision vom 5. 12. 2009 [Zit. 2. 6. 2011]. Zum Herunterladen unter: <<http://historielibne.blogspot.com/>>.

⁶ Die höchste Jahresrente eines Beamten betrug 4000 K und eines Arbeiters 954 K (18 K pro Woche). Vgl. *Beamten- und Arbeiter-Pensionsfond der Firma M. Grab Söhne*, in: *Prager Tagblatt*, 19. 1. 1901, S. 3.

⁷ Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Adelsarchiv, Emanuel und Hugo Grab, Ritterstand (von Hermannswörth) 1915; FIALA, Michal – HRDLIČKA, Jakub – ŽUPANIČ, Jan, *Erbovní listiny Archivu hlavního města Prahy a Nobilitační privilegia studentské legie roku 1648, Praha 1997, S. 231-232.*

⁸ J. ŽUPANIČ, *Nová šlechta Rakouského císařství* (Der neue Adel im Königtum Österreich), Praha 2006, S. 382-383.

⁹ Vgl. HOBBI, Karl, *Hermann Grab: Leben und Werk, Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (Friburg), 1969; CRAMER, Doortje, Von Prag nach New York ohne Wiederkehr: Leben und Werk Hermann Grabs (1903-1949), Frankfurt a. M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1994.*

¹⁰ *Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Bd. 1, München 2002, S. 452.*

Ing. Turgut Mermertas und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!



Schönes und friedvolles
Chanukka-Fest wünscht

Univ.-Doz. Dr. Ronald
J Pohoryles,
Europasprecher des
Liberalen Forums



Eine interessante Teilgruppe des neuen Adels in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie stellte der jüdische Adel dar. Der Formungsprozess dieser Nobilität, die bis jetzt meistens am Rande des wissenschaftlichen Interesses stand, kann als Widerspiegelung der bedeutenden gesellschaftlichen Änderungen wahrgenommen werden, die der habsburgische Doppelstaat in der Neuzeit durchmachen musste. Die jüdische Emanzipation war dabei ein höchst komplizierter und langwieriger Prozess. Die Nobilitierungen von Juden sind zwar seit dem Mittelalter bekannt, aber nur in jenen Fällen, in denen diese Personen zum Christentum konvertierten.^{1,2}

Selbst die Abgrenzung der als jüdischer Adel bezeichneten Gruppe ist höchst kompliziert. Würde man sich an den strengsten, durch die konservativen Angehörigen dieses Glaubens praktizierten Regeln halten, so müsste man nur diejenigen Personen für Juden halten, die von jüdischen Eltern (bzw. von einer jüdischen Mutter) abstammen und die sich zum jüdischen Glauben bekennen. Im breiteren Sinne des Wortes zählen dazu aber auch die Konvertiten, die die Religion noch vor der Nobilitierung oder danach wechselten. Da die Juden in Österreich-Ungarn häufig zu einer der christlichen Religionen konvertierten oder sich als Personen ohne Religionsbekenntnis zu erkennen gaben³, können zum jüdischen Adel sowohl die Personen gezählt werden, die sich zur mosaischen Religion bekannten, als auch die Nobilitierten, die in jüdischen Familien aufgewachsen sind und vor oder nach ihrer Adellung konvertierten.

Die späteren jüdischen Eliten stammten oft aus sehr bescheidenen Verhältnissen, und das war auch der Fall bei der Familie Grab. Ihr Aufstieg kann als für die Gruppe der neuen unternehmerischen Elite typisch bezeichnet werden, die sich aus bescheidenen Anfängen unter die Kapitäne der österreichisch-ungarischen Industrie hinaufarbeiteten. Der Urahn der später nobilitierten Familienlinie war Alexander, dessen Sohn Isaak seinen Unterhalt als Leinenhändler verdiente. Von seinem Leben sind nur wenige Informationen verfügbar. Man weiss nur, dass er zwischen 1735 und 1750 auf dem Herrschaftsgut in Tachlovice in Nenačovice bei Prag lebte. Isaaks Sohn Herschel Isaak (1747/1748–1821), der später aufgrund der Verordnung von Kaiser Joseph II. den Namen Hermann annahm, war Kurzwarenhändler und starb in Hořelice bei Prag. Er ist auf dem jüdischen Friedhof in Mořina bei Karlstein begraben, auf dem sich das Grabmal seiner Frau Sara (verst. 1817) bis heute erhielt.⁴

Herschel Isaak hatte mindestens fünf Kinder, darunter Isaak Herschel (1772–1827), der die Familienstelle auf dem Herrschaftsgut in Tachlovice erbte und sich in Drahelčice bei Prag niederliess. Das höchste Prestige seiner Söhne erlangte Moritz (1819–1895). Genauso wie sein Vater handelte er ursprünglich mit Leinen, aber seine Vorliebe war die Chemie. Er unternahm etliche Versuche mit dem Ziel, ein für Leinen geeignetes Tränkmittel zu entwickeln. Nach einer Versuchsreihe gelang es ihm endlich, und das Wachstuch erblickte das Licht der Welt. Das Produkt hatte einen grossen Erfolg und Grab nutzte seine Entdeckung vor allem für die Erzeugung von Tischtüchern. Zuerst erzeugte er sie selbst, aber die ausserordentliche Nachfrage veranlasste ihn im Jahr 1836, eine Manufaktur in Pelc-Tyrolka (heute Prag-Troja) zu gründen. Obwohl Moritz ein sehr reicher Mann wurde, durfte er nach den Familientengesetzen nicht heiraten. Deswegen lebte er im Konkubinat mit Katharina Mestetz (1812–1866) aus Horní Cerekev, mit der er zwischen 1841 und 1847 vier Kinder zeugte. Erst nachdem die Familientengesetze im Jahr 1849 abgeschafft wurden, legalisierte er sein Bündnis mit der Eheschliessung und legitimierte damit seine Kinder. Von insgesamt sechs Nachkommen erreichten nur zwei seiner Söhne die Mündigkeit – Joseph (1850–1883), der jedoch unverheiratet und ohne Kinder verstorben ist, und Hermann (1843–1900).

Im Jahr 1866 wurde Hermann Gesellschafter seines Vaters, der ihm und Joseph nach elf Jahren die gesamte Firmenleitung übergab. Um 1876 kaufte Hermann das Anwesen Košinka in Libeň, unweit von od Pelc-Tyrolka. Dort baute er 1879/80 eine Wachstuchfabrik auf, eines der grössten Unternehmen seiner Art in Österreich-Ungarn am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Teil der Fabrik war auch ein Wohnviertel, und so bildete das Unternehmen der Familie Grab einen interessanten modernen Stadtbaukomplex.⁵

Im Jahr 1867 heiratete Hermann Katharina Meller (1845–1913), ihrer Herkunft nach aus Pacov, die ihm sechs Kinder gebar. Hermann wurde in der Familiengruft in Strašnice beigesetzt. Kurz nach seinem Tod errichtete Katharina einen Rentenfonds für verdiente Beamte und Arbeiter der Familienfirma als eine der ersten Stiftungen ihrer Art in der Monarchie und wendete ihr 30 000 Kronen zu. Nach zehn Jahren Arbeit im Unternehmen standen jedem Mitarbeiter (ohne Geschlechtsunterschied) 30 Prozent des bis dahin bezogenen Lohns zu. Für jedes weitere geleistete Jahr erhöhte sich die Summe um zwei Prozent, und nach 45 Jahren war die Rente so hoch wie der letzte Lohn. Die Beamten führten zwei Prozent von ihrem

mehr oder weniger vorhandene Oberflächlichkeit und materialistische Orientierung der Nachkriegsgeneration der Akademiker, aus denen sich neue Mitglieder der Gesellschaft rekrutierten, hemmten immer mehr die Arbeit und die Bestrebungen von einigen Mitgliedern, die für die hohen Ziele der Gesellschaft mehr Verständnis hatten. Der letzte Versuch, die Esperanza in Wien zumindest durch die Erhöhung der Mitgliederzahl zu stärken, erfolgte im Jahre 1927, also genau vor einem Jahr, doch dieser Versuch blieb leider ohne Erfolg, da er technisch schlecht vorbereitet war.

Im Augenblick befindet sich Esperanza also an einem Scheideweg: Soll sie weiterhin so ohne Mitglieder existieren, oder soll sie aufgelöst werden? Diese Worte des Referenten riefen eine interessante und lebhaft debattierbare Debatte hervor, an der alle anwesenden Senioren und Ehrenmitglieder der Gesellschaft teilnahmen. Ohne Ausnahme erklärten sich alle gegen die Auflösung der Gesellschaft; sie argumentierten, die Krise sei vorläufig und dass eine geschichtlich ruhmreiche Gesellschaft wie Esperanza in Wien aufrechterhalten werden solle und müsse, und sie versprachen alle, sich mit Selbstaufopferung für die Reaktivierung und Erhöhung der Mitgliederzahl einzusetzen. Auf den Vorschlag des Oberrabbiners Dr. Ovadia (Wien) wurde der Ehrenvorsitzende der Esperanza, Herr Leon Haim gebeten, Führung und Verantwortung während der Dauer der Krise zu übernehmen und eine Aktion zu leiten, die sofort mit dem Ziel zu starten war, eine möglichst grosse Zahl von sefardischen Akademikern, die es zweifelsohne noch an den Wiener Hochschulen gab, zu organisieren. Der Ehrenvorsitzende der Esperanza, Herr Leon Haim aus Wien, der auch am stärksten für das Weiterbestehen der Gesellschaft plädierte, nahm, aufs Beste vorbereitet, die ihm anvertraute Mission an, worauf ihm von Seiten der Anwesenden jede Hilfe versprochen wurde.

Nach diesem Beschluss steht also die Wiener Esperanza vor ihrer neuen Auferstehung. Gegen diesen Beschluss wurde auf der Versammlung ein Appell von Senioren aus Jugoslawien mit einem Begleitbrief des Ehrenmitglieds und Senioren aus Sarajevo, des Herrn Dr. Vita Kajon, vorgelesen; wegen seiner edlen und aufrichtigen Absicht stiess dieser Appell auf die Zustimmung von Anwesenden, doch der Vorschlag musste von der Tagesordnung abgesetzt werden, da er nach dem ersten Beschluss gegenstandslos geworden war. Das Resultat dieser Tagung ist der Beweis für die Aktivität der sefardischen Intellektuellen, der Senioren von Esperanza, denen der Fortschritt des sefardischen Teils des jüdischen Volkes so sehr am Herzen liegt. Alles dies ist der Erfolg der erzieherischen Arbeit der Wiener Esperanza vor dem Kriege. Alle Intellektuellen, die aus der Wiener Esperanza hervorgegangen sind, erfüllen bewusst und aufopferungsvoll in ihren Vereinen die Aufgabe, für die sie in der Esperanza erzogen worden sind. Wer kennt zum Beispiel noch nicht die eifrige Tätigkeit der jugoslawischen Senioren auf dem Gebiet der Aufklärung und Erhöhung des Volksbewusstseins der jugoslawischen Sefarden? Hier sollen wir erwähnen, dass derselbe Senior der Esperanza, Dr. Vita Kajon (Sarajevo), der in das jüdische Leben in Bosnien und Hercegovina den Geist der Aufklärung hineingetragen hat und, zusammen mit anderen Senioren der Esperanza, Grundlage der Blüte und der Erneuerung des sefardischen Elements auf allen Gebieten im Leben des Volkes geschaffen, seinerzeit

auch in der Wiener Sefardengemeinschaft als Erster den Keim des modernen jüdischen kulturellen und nationalen Fortschritts gelegt hat. Hier wurde auf seine Initiative und Mitarbeit die zionistische Gesellschaft El Correo Sefardi usw. gegründet. Um die Aktivitäten unserer Senioren hervorzuheben, würde es reichen, einfach ihre Namen aufzuzählen, die bei uns aus den Zeitungen allen bekannt sind. Weniger sind bei uns die Senioren der Esperanza aus Bulgarien bekannt. Hier sollen wir an erster Stelle den Herrn Max Menachem (Sofia) erwähnen, der Vorstandsmitglied des Konsistoriums der bulgarischen Juden ist und den Herrn Isidor Baruch, der bereits seit zwei Jahren die kulturgesellschaftliche Zeitschrift Die jüdische Tribüne zwei Mal im Monat in Rustschuk (in bulgarischer Sprache) herausgibt.

Kurz und gut, da ich nicht die Absicht habe, eine geschichtliche Abhandlung über die Bedeutung der Wiener Esperanza zu schreiben, beende ich hiermit diesen Bericht. Ich hoffe, dass die Senioren der Esperanza aus unserem Königreich die Nachricht vom weiteren Bestehen der Esperanza in Wien mit Vergnügen und Überzeugung empfangen werden, dass eine Gesellschaft mit Verdiensten und der grossen Tradition, wie sie die Wiener Esperanza aufweist, aufrechterhalten werden muss, weil etwas Unterbrochenes nicht wieder leicht organisch zusammengefügt werden kann.

P. S. Beiträge für die Wiener Esperanza sollen an die Adresse Leon Haim, Wien II., Negerlegasse 10 geschickt werden. ■

1 Angel Pulido Martin, *Cartas médicas*, Madrid 1906, S. 55

2 Alle Übersetzungen aus dem Kroatischen und Judenspanischen stammen von Michael Halévy.

3 Siehe dazu Michael Studemund-Halévy & Gaelle Collin, *«Sefarad sur les rives du Danube: Vienne et la littérature judéo-espagnole»*, *Miscelânea de Estudos Árabes y Hebraicos* 58, 2008, 149-211; Michael Studemund-Halévy, *«Sefarad an der Donau. Die Wiener Sefarden und die deutschsprachige Romanistik»*, *Romanistik in Geschichte und Gegenwart* XV, 2, 2009, S. 227-244; idem, *«Im Sprachenkampf: Die Wiener akademische Gesellschaft Esperanza»* (im Druck); Ivana Vučina Simović, *«El léxico lingüístico vs. favorecedor en el proceso de mantenimiento / desplazamiento del judeoespañol de Oriente»*, W. Busse & Michael Studemund-Halévy, *«Lexicología y lexicografía judeoespañolas»* (Hrsg.), Bern 2011, S. 143-164; eadem, *«Los sefardíes ante su lengua: la sociedad académica Esperanza de Viena»* (im Druck); Aldina Quintana, *«De tímidos sefardistas a sionistas declarados: el círculo de El Amigo del Pueblo (1881-1892) y la cuestión de las lenguas»*, *Neue Romania* 40 / *Judenspanisch* XIII, 2010, S. 5-20; Stephanie von Schmädell, *«El Correo Sefardi de Viena o el judeoespañol en letras latinas en un periódico sionista sefardí de entreguerras»*, *Neue Romania* 40 / *Judenspanisch* XIII, 2010, S. 21-45.

4 *El Amigo del Pueblo*, Sofia, Nr. 16, 1896, S. 246-247 [246].

5 Siehe dazu Gaelle Collin & Michael Studemund-Halévy 2008.

6 *El Progreso*, 15. 1. 1900.

7 Ángel Pulido Fernández, *Españoles sin patria y la raza sefardí*, Madrid 1905, S. 308.

8 Ángel Pulido y Fernández, *Madrid Españoles sin patria y la raza sefardí*, Madrid 1905, S. 121-130, idem, *Los israelitas españoles y el idioma sefardí*, Madrid 1904, S. 51-57 und S. 117.

9 *El Mundo Sefardi* 1, 1, 1923, S. 25.

10 Die Zeitschrift *El Mundo Sefardi*. Revista para la vida social i kultura hatte sich zum Ziel gesetzt, alle noch bekannten Legenden und Traditionen bei den Sefarden im Orient und im Balkan zu sammeln (1.1.1923, S. 41a).

11 H. Samokovlija, *Jedna važ na skupš tina sefardskog adademskog društva Esperanza u Beču*, *Jevreiskí Glas*, 2. März 1928, S. 3-4.

Ein vergeblicher Versuch

Die Sprache der Wiener Sefarden zwischen Spanien und dem Balkan



Michael HALÉVY

Der junge Wiener Medizinstudent Ángel Pulido Martin berichtet 1903 seinem Vater, dem einflussreichen spanischen Senator Ángel Fernandez Pulido, von der Gründung eines neuen spanisch-orientalischen Vereins in Wien:

„In Wien erscheint seit einigen Monaten die judenspanische Zeitschrift El Progreso. Junge Männer haben neulich einen spanisch-orientalischen Verein (Sociedad Española Oriental) namens Esperanza gegründet. Diese Gesellschaft hat in diesem Winter mehrere Treffen organisiert, an denen erlesene österreichische Persönlichkeiten teilgenommen haben. Dieses Zentrum hat sich in bescheidenen Räumen eingerichtet, aber Situation der Gesellschaft ist vielversprechend, so dass sie in Kürze grössere Räume beziehen wird.“^{1,2}

Die wechselvolle Geschichte der Esperanza zeigt den letztlich zum Scheitern verurteilten Versuch junger Sefarden aus Wien und aus den Balkanländern, ihre Muttersprache zu modernisieren und gegebenenfalls zu standardisieren. Der Sprachenkampf wurde vor allem in den sefardischen Zeitschriften wie Amigo del Pueblo (Sofia-Belgrad), El Mundo Sefardi (Wien), El Correo Sefardi (Wien), El Progreso (Wien) und Jevrejski Glas (Zagreb) ausgetragen. Eine abschliessende Bewertung dieses Sprachenkampfes ist trotz zahlreicher neuerer Studien noch immer ein Desiderat.³ Im Mittelpunkt dieses kurzen Beitrages steht ein 1923 in kroatischer Sprache verfasster Aufsatz über das Ende der Esperanza, den H. Samokovlija in der Zeitschrift Jevrejski Glas veröffentlichte.

Zum ersten Mal erwähnt wird die Esperanza in einem Leserbrief an die die in Sofia erscheinenden Zeitschrift El Amigo del Pueblo vom 28. November 1896. In diesem Brief schreibt der Wiener Medizinstudent und Präsident der Esperanza Rafael Bedjerano:

„Im vergangenen Monat wurde [in Wien] eine akademische Gesellschaft der spaniolischen Juden mit dem Namen Esperanza gegründet und zwar mit der Absicht, die judenspanische Sprache und Literatur zu bewahren. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind junge spaniolische Juden aus Serbien, Bulgarien und Österreich-Ungarn, die in Wien die höheren Schulen besuchen, dazu kommen noch in Wien geborene junge Menschen, unter ihnen Studenten oder Kaufleute. Sie alle opfern Zeit und Geld, um die spaniolische Sprache zu studieren und sie vom den fremden Wörtern zu säubern, die auf Grund des Einflusses ihrer Heimatländer in grosser Zahl eingedrungen sind und unsere so schöne und nützlicher Muttersprache verdorben haben [...]“⁴

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beginnt in der von Mitgliedern der Esperanza verlegten Zeitschrift El Progreso eine heftige Polemik um die Zukunft des Judenspanischen.⁵ In höflichen Worten weisen die Autoren die Bemühungen Spaniens um das Interesse an den Sefarden zurück, weil sich in ihren Augen Spanien vor allem aus wirtschaftlichen Überlegungen den Sefarden anbietet:

„Nicht aus Liebe zu Spanien, ganz im Gegenteil, sondern allein aus der Liebe zu unserem Volke und aus Liebe zu unserem Judentum (djudaizmo), halten wir die spanische Sprache in Ehren, die unsere Eltern sprachen und die wir als Kinder schon als Muttersprache lernten.“⁶

Das Ziel der Esperanza war die Reinigung und die Vervollkommnung einer Sprache, die in ihren Augen keinen Wert besass, weder für die Wissenschaft noch für die Literatur, denn das Judenspanische war voller Fehler und Mängel, wurde es doch in der hebräischen Rashi-Schrift gedruckt und in der hebräischen Solitreo-Schrift geschrieben. Für andere hingegen, so zum Beispiel für Eliyahu de Torres aus Saloniki, war die Entsendung spanischer Lehrer und der Kontakt der Sefarden mit Spanien eine gute Möglichkeit, die Sprache und die Literatur zu retten. Weitere Teilnehmer an dieser erregt geführten Debatte waren der Marquis Isodoro de Hoyos, ehemaliger spanischer Botschafter in Wien, und der Senator Ángel Pulido Fernández, der sich nicht nur vehement für die Annäherung der Sefarden an Spanien ausgesprochen hatte, sondern auch das Judenspanische von seinen türkischen und balkanischen Elementen „befreien“ wollte.

In einem Brief an den Senator bedauert der Wiener Bankier Rafael Masliah den Niedergang des Judenspanischen, für den seiner Meinung nach allein Spanien verantwortlich war, weil es die Interessen der Sefarden nicht entschieden genug verteidigt hatte:

„Mit grosser Traurigkeit muss ich feststellen, dass die [sefardische] Jugend in Wien und in den Balkanstaaten sich immer mehr von ihrer Muttersprache entfernen. Die Sprachen ihrer Heimatländer, Deutsch und Serbisch verdrängen das Spanische, nur noch die Alten halten an ihrer Muttersprache fest.“⁷

Der Student Moritz Levi und Ben-Tsion Alkalay, Präsident der Esperanza, setzen den Senator Ángel Pulido Fernández darüber in Kenntnis, dass die österreichischen, ungarischen, bosnischen, rumänischen, bulgarischen und griechischen Sefarden den Entschluss gefasst hätten, das Judenspan-

 Alfred GERSTL

Im März dieses Jahres feierte der ehemalige Vizekanzler und ÖVP-Bundesparteiobmann Dr. Erhard Busek seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlass führte David mit ihm ein ausführliches Gespräch, das thematisch und geografisch von Österreich über Südosteuropa bis zum Nahen Osten reichte.

Während seiner aktiven Zeit als Politiker galt Erhard Busek als Intellektueller und liberaler Reformier. Diesen Ruf verdiente er sich vor allem aufgrund seiner Aktivitäten als Wiener ÖVP-Chef (1976–1989) und Vize-Bürgermeister (1978–1987), der mit seiner Initiative „Bunte Vögel“ kritische, unabhängige Menschen ansprach und als einer der ersten heimischen Politiker ökologische Fragen thematisierte.

„Eine offene Position gehört zur Stadt“ und „Stadt bedeutet permanente Veränderung“, erläutert Busek im Gespräch. Eine liberale Einstellung hat er auch in religiösen Fragen: Aus einem protestantisch-katholischen Elternhaus stammend, vertritt er seit je ein weltoffenes Christentum. Anders als viele Kommunalpolitiker unterlegte Busek seinem Handeln auch immer einen breiten geografischen Fokus, und so engagierte er sich sehr früh für Demokratisierung und Liberalisierung in Mittelosteuropa und unterstützte aktiv die damalige Dissidentenszene.

Von 1991 bis 1995 stand er der ÖVP als Bundesparteiobmann vor. Neben seiner Funktion als Vizekanzler amtierte er als Minister für Wissenschaft und Forschung (1989–1994) und Unterricht und kulturelle Angelegenheiten (1994/95). Nach interner Kritik an seinem Kurs trat Busek 1995 zurück, worauf ihm Wolfgang Schüssel, der unter ihm Wirtschaftsminister gedient hatte, als Parteichef und Vizekanzler nachfolgte. In Mittelosteuropa fand Busek nach seinem Ausscheiden aus der österreichischen Politik ein für ihn bestens geeignetes Betätigungsfeld, zuerst als Koordinator der Südosteuropäischen Kooperationsinitiative (SECI), dann als Beauftragter der Europäischen Union für den Stabilitätspakt für Südosteuropa. Seit 1995 ist er Leiter des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa (IDM) in Wien, das sich wissenschaftlich mit der Situation in dieser Region beschäftigt.



Der frühere Vizekanzler und ÖVP-Bundesparteiobmann Dr. Erhard Busek. Mit freundlicher Genehmigung: IDM.

Zuletzt hat sich Busek gemeinsam mit anderen verdienten ehemaligen Politikern wie Heinrich Neisser, Friedhelm Frischenschlager und Andreas Wabl aktiv für mehr Demokratie in Österreich eingesetzt; es fehlte an Reformen, Mut und Visionen. Im Gespräch kritisierte Busek die Selbstblockade und Untätigkeit der heimischen Politik. Um diese zu überwinden, müsse der Kontakt zwischen Bürgern und Politikern gestärkt werden. Als Mittel dafür sieht er ein neues Persönlichkeitswahlrecht, wobei er die Direktwahl der Bürgermeister als positives Beispiel hervorhebt.

Die Revolutionen in Mittelosteuropa 1989 Österreich hat nach 1945 aufgrund seiner geografischen, geschichtlichen und mentalen Nähe zu Mittelosteuropa immer großen Anteil am Schicksal seiner unter dem Kommunismus lebenden mittelosteuropäischen Nachbarn genommen. Sehr früh hat sich auch Erhard Busek für Dissidenten in unserer Nachbarschaft engagiert. Eine prägende Erinnerung – und eine Art Auftrag zugleich – war für ihn die Bitte eines tschechischen Freundes nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, bei dem er selbst die Hoffnungen und Hoffnungslosigkeit der Bevölkerung miterlebt hatte: „Du sollst das nicht vergessen!“

Auf die Frage, inwieweit ihn die Ereignisse des Revolutionsjahres 1989 überrascht hätten, meinte er, es habe schon seit längerem „Rostlöcher im Eisernen Vorhang“ gegeben. „Ich habe deshalb schon einige Zeit vorher gespürt, dass sich einiges bewegt, aber dass es bereits 1989 zum Umsturz kam, war dann doch überraschend.“ Auch wenn das genaue Datum der Volksaufstände nicht vorhersehbar war, ist Westeuropa 1989 laut Busek doch viel zu schlecht auf den Umsturz vorbereitet gewesen. Von den 1970er Jahren an, also lange vor Michail Gorbatschows *glasnost* und *perestroika*, habe Polen eine führende Rolle gespielt: „Ich bin bei einem Besuch in Polen zufällig zum Gründungskongress der Solidarnosc gestossen. Lech Walesa und all die anderen nach dem Umsturz führenden Politiker waren damals dabei. Es herrschte eine bemerkenswerte Aufbruchsstimmung.“ Seit dem Umbruch hat Mittelosteuropa eine sehr positive wirtschaftliche wie politische Entwicklung durch-



MMag. Dr. jur. Clemens O. Graninger

*Wirtschaftstreuhänder - Beeideter
Buchprüfer und Steuerberater
Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Sachverständiger*

A-1030 Wien, Jacquingasse 31
Tel: 01/798 53 35, Fax: 01/ 799 21 90
e-mail: treujaq@nextra.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein schönes Chanukkafest!

S. DEUTSCH

G.M.B.H. UND CO KG

1010 Wien, Fleischmarkt 7/4

**DIE BESTEN WÜNSCHE
ZUM CHANUKKA-FEST**



**MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI**

WERNER GRÖGOR
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@aon.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr
wünscht allen ein friedliches Chanukka-Fest!

Der Verein der Freunde von Nordzypren

**wünscht allen
LeserInnen des DAVID
und der jüdischen
Gemeinde in Österreich
ein schönes und friedvolles
Chanukkafest!**

Ass. Univ. Professor Dr. Michael Mick



Facharzt für Zahn-,
Mund- und Kieferheilkunde
Implantologische Kieferchirurgie
und Ästhetisch-Restaurative
Zahnheilkunde

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8
Tel.: 01/587 43 08
Fax: 01/587 21 65 19
e-mail: dr.m.mick@magnet.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein friedliches Chanukkafest!

Die Zukunft liegt in Deinen Händen



mit einer Ausbildung zum/zur

- ✓ Medizinischen MasseurIn
- ✓ HeilmasseurIn
- ✓ PflegehelferIn
- ✓ HeimhelferIn
- ✓ OrdinationsgehilfIn



schulungszentrum dr.kienbacher
akademie für gesundheitsberufe

DR. ELYAHU TAMIR

*WÜNSCHT
ALLEN FREUNDEN,
BEKANNTEN UND VERWANDTEN
EIN SCHÖNES
CHANUKKA - FEST!*

**Der SPÖ-Landtagsklub
und die SPÖ Salzburg**

wünschen allen
Leserinnen und Lesern
ein friedliches
Chanukkafest!

**Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264**

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in Österreich
ein friedliches Chanukkafest!

Die
**Bezirksvertretung
Alsergrund**

wünscht allen
Leserinnen und Lesern
*ein schönes und
friedliches Chanukkafest.*

**N. Lanciano
Batterie-Großhandel
Familie Lanchiano**

wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukka-Fest!

FAMILIE
ROBERT HERZLINGER

*wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

*Der Bezirksvorsteher
von Ottakring*

FRANZ PROKOP

*wünscht ein friedvolles
Chanukkafest.*

**Das Sanatorium
Maimonides Zentrum**

und dessen Mitarbeiter wünschen
allen Gemeindemitgliedern ein
schönes Chanukkafest!
Für weitere Spenden des
Maimonides Zentrums danken wir
im Voraus.
Bankverbindung: BAWAG,
BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807

Die SPÖ Leopoldstadt
*wünscht allen Leserinnen
und Lesern des DAVID
sowie der jüdischen
Gemeinde in Österreich
ein schönes und
friedvolles Chanukkafest!*

**Evelyn Ebrahim
Nahooray**
*wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

Dr. PETER TAUSSIG

Facharzt für Gynäkologie
und Geburtshilfe
1160 Wien,
Maroltingergasse 90.
T: 493 32 95
*wünscht allen Freunden
und Bekannten ein schönes
Chanukkafest!*

Dr. Sylvia Stein-Krumholz
Praxis für Kinder- und
Jugendheilkunde
und Familie
Wollzeile 12/1/1/11
1010 Wien
Tel: 513 29 97
wünschen Chag Sameach

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur, Oscar und Ariel
Heller**

wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes
Chanukka-Fest!

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!



Die Geschichtsthesen Walter Benjamins, geschrieben im französischen Exil etliche Monate vor seinem Freitod in den Pyrenäen (1940), sind eines der besten Zeugnisse messianischer Theologie in materialistischer Sprache.¹ Sie sind auch das Spiegelbild des „janusköpfigen“ Denkens von Benjamin, der vor allem im letzten Jahrzehnt seines Lebens immer intensiver an einer Verknüpfung von historischem Materialismus und mystischen Messianismus arbeitete. Zur Niederschrift der Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ sah er sich durch die prekären Zeitumstände, den Krieg und die damit neu entstandenen politischen Konstellationen genötigt. Sie können als sein politisch-philosophisches um nicht zu sagen politisch-theologisches, Testament betrachtet werden. Hier, gegen Ende seines Lebens, kamen sich die beiden Gesichtsseiten seines Denkens immer näher, um schliesslich in einer einzigartigen Weise zusammenzuschmelzen. Ob man nun die Thesen als ein „Dokument revolutionären Denkens, das zu den radikalsten, innovativsten und visionärsten seit Marx’s ‘Thesen über Feuerbach’ gehört“² einstuft, oder in ihnen die endgültige Abkehr vom existierenden Kommunismus erblickt,³ allein diese Einschätzungen sind es Wert, sich den Thesen genauer zu widmen.

Geschichte der Besiegten

Die Kernaussage der Geschichtsthesen besagt, die bisherige Geschichte wurde von den Historikern als eine „Geschichte von Siegern“ geschrieben, es gilt nun, dieser eine „Geschichte der Besiegten“ entgegenzusetzen. Jene, die von der Geschichte dem Vergessen preisgegeben wurden, sollten die Historie gestalten. Ein Perspektivenwechsel, der aus einer Parteinahme, die politisch zu bezeichnen ist, resultiert und, der von Benjamin mit einer ethischen Grundüberzeugung, einer Verantwortung für die Vergangenheit verbunden wird.⁴ Mit diesem Schritt stellt sich Benjamin bewusst gegen die gängige Geschichtsauffassung, sowohl gegen die bürgerliche wie auch gegen die marxistische. Sie beide betrachten die Geschichte als zielgerichtet und zweckerfüllt und, was nicht minder wichtig ist, die Vergangenheit als abgeschlossen. Die Geschichte sei demnach der Ort, in dem sich der Weltgeist entfaltet (Hegel), oder sie bilde eine Abfolge von Generationen, die unausweichlich auf die klassenlose Gesellschaft zusteuert (Marx).

Bereits in der ersten These führt Benjamin das Begriffspaar historischer Materialismus und Theologie ein. Er schildert zunächst das Bild eines

Schachautomaten, der jeden Zug des Gegenspielers so erwidern konnte, dass ihm der Gewinn der Partie sicher war. Dieser „Meister“ tritt in Form einer Puppe auf, und für den Betrachter erweckt er den Anschein zu gewinnen, in Wahrheit aber steckt ein Zwerg dahinter, der die Puppe lenkt.⁵ Analog dazu ist in der Philosophie das Verhältnis zwischen historischem Materialismus, dem offenbaren Teil, und der Theologie, die „klein und hässlich“ sei und „sich ohnehin nicht darf blicken lassen“, zu verstehen. Der historische Materialismus erwecke nur den Anschein zu gewinnen, kann dies aber nur, wenn die Theologie in seinem Dienst steht. Somit bedingen, allen oberflächlichen Gegensätzen zum trotz, historischer Materialismus und Theologie einander – der erste als der in der Geschichte wirkende Part und die zweite als Quelle für das „know-how“.

Die kritische Einstellung gegenüber der Möglichkeit, aus geschichtlichen Ereignissen Erkenntnisse zu ziehen, äussert er in der fünften These. „Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, die sich nicht als in ihm gemeint erkannte.“ Eine Vergangenheit, die in der Gegenwart nicht erkannt wird oder in sie hineinwirkt, verschwindet allmählich. Mit dem Erkennen meint Benjamin Vergangenes erfahren, im Gegensatz zum Erfassen, „wie etwas war“. Dass Geschichte nicht abgeschlossen ist, glaubt er darin zu sehen, dass sie sogar vor den Toten nicht Halt macht, denn auch die Toten werden vor dem siegreichen Feind nicht sicher sein (These VI). Mit dieser Auffassung öffnet Benjamin die Vergangenheit für die Gegenwart und vor allem auch für die Zukunft. Seine Kritik an der herkömmlichen Geschichtsschreibung, deren Vorstellung von Zeitabfolge nicht zu halten sei, muss auch als direkte Kritik an einer der Grundüberzeugungen der marxistischen Theorie gesehen werden. Nichtsdestotrotz fliessen in den Text unentwegt Verweise auf die Zeitumstände hinein, die stark politisch und „revolutionär“ zu verstehen sind.

Die zentrale These im Text ist These IX. Sie bildet wohl eine der gelungensten und treffendsten Kritiken des Fortschrittsglaubens, von dem weite Kreise bis ins zwanzigste Jahrhundert erfasst waren. Ausgangspunkt ist das Bild von Paul Klee „Angelus Novus“. ⁶ Der Engel der Geschichte wendet sein Antlitz der Vergangenheit zu, die er als stets wachsende Anhäufung von Trümmern sieht. Er möchte „die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen“. Da ein Sturm vom Paradiese aus weht, ist er jedoch dazu nicht in der Lage, „dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er

Erforschen – Bewahren – Erinnern. Eine Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte des Grazer jüdischen Friedhofes

 Alexander VERDNIK

Unter dem Titel „Der Jüdische Friedhof von Graz: Erforschen – Bewahren – Erinnern“ startete mit 1. Jänner 2011 ein ambitioniertes Sparkling-Science-Projekt, welches das Centrum für Jüdische Studien der Karl-Franzens-Universität, das Akademische Gymnasium und die JuniorUni Graz in Kooperation initiiert haben. Weitere Partner sind die IKG Graz sowie das Institut für jüdische Geschichte in St. Pölten.

Das Projekt, „ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeschichte der jüdischen Gemeinde von Graz im 19. und 20. Jahrhundert“, wird von Dr. Heimo Halbrainer und Dr. Gerald Lamprecht, der auch die Leitung des Centrums für Jüdische Studien inne hat, koordiniert und organisiert. Das Forscherteam setzt sich aus Schülerinnen und Schülern des Akademischen Gymnasiums und Wissenschaftlern des Centrums für Jüdische Studien zusammen. Wissenschaftliche Hauptziele sind die Erforschung der Geschichte des jüdischen Friedhofes Graz im 19. und 20. Jahrhundert, eine Dokumentation der Gräber, Denkmäler und Bauten sowie die Aufarbeitung der Kultur- und Sozialgeschichte der Grazer jüdischen Gemeinde. Damit wird den Forscherinnen und Forschern die besondere Ehre zuteil, in die wissenschaftlichen Fußstapfen David Herzogs zu treten, der sich bereits in den 1920er und 1930er Jahren intensiv mit den mittelalterlichen israelitischen Friedhöfen und Grabsteinen der Steiermark beschäftigt hat.¹

Aufgabenfelder der jungen Forschenden sind die Dokumentation der Grabsteine. Hierfür werden diese fotografiert und die Grabinschriften, wo dies notwendig ist, abgepaust. Für eine Transkription hebräischer Grabinschriften steht dem Team Dr. Martha Keil vom Institut für Jüdische Studien in St. Pölten als Experte zur Verfügung. In Folge soll aufgrund der gewonnenen Daten ein aktueller Friedhofsplan erstellt werden. Zusätzlich sollen biographische Recherchen über die

Verstorbenen einen tieferen Einblick in die sozialen und kulturellen Strukturen, religiöse Orientierungen und identitäre Verankerungen der jüdischen Bevölkerung des 19. und 20. Jahrhunderts liefern. Die Lücke in der Sozial- und Migrationsgeschichte soll durch die Auswertung der Sterbematrikel der jüdischen Gemeinde von Graz geschlossen werden.

Eine weitere Aufgabe der Forscherinnen und Forscher ist die Erhebung des Wissenstandes von Passantinnen und Passanten über den jüdischen Friedhof mittels Interviews. Diese Eruierung ist besonders unter der Berücksichtigung gesellschaftlicher Aspekte der Erinnerungskultur interessant. Ist es doch ein historisches Faktum, dass nach dem Zweiten Weltkrieg die jüdischen Friedhöfe im kollektiven Gedächtnis der Österreicher nahezu in Vergessenheit geraten waren. Erst in den letzten Jahren wurde ein wissenschaftliches wie erinnerungsorientiertes Interesse spürbar. Durch das

Washingtoner Abkommen von 2001 hat sich die österreichische Bundesregierung zur Erhaltung und Sanierung der jüdischen Friedhöfe im Land verpflichtet. Damit sind die israelitischen Friedhöfe wieder in den öffentlichen Fokus gerückt.

Die Entstehung jüdischer Friedhöfe in der Steiermark ist durch zwei Epochen gekennzeichnet. Folglich unterscheidet man zwischen mittelalterlichen Friedhöfen, die zwischen dem 14. Jahrhundert bis zur Vertreibung der Jüdinnen und Juden im Jahre 1496 entstanden sind, und neuzeitlichen Gottesäckern, die nach 1860 errichtet wurden. Der mittelalterliche jüdische Friedhof von Graz

befand sich im Bereich des heutigen Jakominiplatzes und des Joanneumringes². Im Jahre 1865 fand auf dem neuen Friedhof, der im Jahr zuvor auf Initiative der Israelitischen Cooperation auf dem Lazarettfeld in Wetzelsdorf errichtet wurde, das erste Begräbnis statt. 1871 wurde die Chewra Kadischa gegründet. Der Verein übernahm Aufgaben der Kranken- und Sterbehilfe, die Betreuung der Hinterbliebenen und die rituelle



Denkmal des „Bundes der jüdischen Frontsoldaten“



Die Kuppel der 1991 neu errichteten Zeremonienhalle

untergegangene Welt der osteuropäischen Juden. München 1991. S. 44-49.)

2 Dies unterschied die galizischen jüdischen Zuwanderer und Zuwanderinnen von den böhmischen, mährischen und ungarischen. Sie kamen eher als Wanderer und Wanderinnen und hatten Wien nicht von Anfang an als fixes Ziel vor Augen. (Vgl. Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 17-22, 33-45, 129-131.)

3 Diejenigen die sich zur Migration entschlossen haben, waren verglichen mit der bereits in Wien ansässigen Judenschaft sehr religiös. Allerdings nicht in diesem Ausmass, wie die in den Shtetln verbliebenen Juden und Jüdinnen. Jene Ultra-Orthodoxen kamen erst durch die im Zuge des Ersten Weltkrieges einsetzende Fluchtbewegung nach Wien. (Vgl. Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 279-281.)

4 Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 128.

5 Vgl. Rozenblit Marsha, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität. Wien 1989. S. 45-46; Meyer Almut, „...der Osten schüttet sie aus...“. Zur Migration osteuropäischer Juden bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. S. 21-32. In: Kohlbauer-Fritz Gabriele, Zwischen Ost und West. Galizische Juden und Wien. Wien 2000. S. 28-29.)

6 Meyer Almut, „...der Osten schüttet sie aus...“. Zur Migration osteuropäischer Juden bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. S. 21-32. In: Kohlbauer-Fritz Gabriele, Zwischen Ost und West. Galizische Juden und Wien. Wien 2000. S. 29.

7 Jedoch unterschied der rassistische Antisemitismus nicht zwischen „West- und Ostjude“. Er richtete sich gegen alle Juden und Jüdinnen, unabhängig vom Grad ihrer Assimilation. Erst als die westjüdische Bevölkerung dies erkannte, kam es zu einer Annäherung der beiden Gruppen. (Vgl. Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 152-154; Meyer Almut, „...der Osten schüttet sie aus...“. Zur Migration osteuropäischer Juden bis zum Beginn des Ersten

Weltkrieges. S. 21-32. In: Kohlbauer-Fritz Gabriele, Zwischen Ost und West. Galizische Juden und Wien. Wien 2000. S. 29.)

8 Beispielsweise kam es zur Gründung von Landsmannschaften. Sie setzten sich aus Mitgliedern aus derselben Stadt oder Region in Galizien zusammen. Diese Art der Zusammenschlüsse war kennzeichnend für Juden und Jüdinnen in der Emigration. Die Landsmannschaften stellten vor allem die Krankheits- und Todesfallunterstützung und bildeten das Zentrum des sozialen Lebens. (Vgl. Rozenblit Marsha, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität. Wien 1989. S. 155; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 167-171.)

9 Vgl. Rozenblit Marsha, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität. Wien 1989. S. 156-157; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 133-137.

10 Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 163.

11 Vgl. Raggam-Blesch Michaela, Zwischen Ost und West. Weiblich jüdische Identitätskonstruktionen in autobiographischen Erinnerungen jüdischer Frauen. Wien am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. (Dissertation) Graz 2005. S. 125-126; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 162-165; Rozenblit Marsha, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität. Wien 1989. S. 169-170.

12 Vgl. Malleier Elisabeth, Jüdische Frauen in Wien 1816-1938. Wohlfahrt – Mädchenbildung – Frauenarbeit. Wien 2003. S. 243-245; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 210-214; Mayer Barbara, Jüdische Frauen in der österreichischen Frauenbewegung um 1900. (Diplomarbeit) Graz 2004. S. 44-50.

13 Vgl. Rozenblit Marsha, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität. Wien 1989. S. 45-46; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien 1994. S. 153-154.

DAVID
Jüdische Kulturzeitschrift

**DER KULTURVEREIN DAVID DANKT
ALLEN GÖNNERN
FÜR DIE ZAHLREICHEN SPENDEN!**

Bankverbindung: ERSTE BANK
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT052011131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Der Bezirksvorsteher
der Brigittenau

HANNES DERFLER

wünscht allen
jüdischen Mitbürgern
zu Chanukka
alles Gute!

Die besten Wünsche zum
Chanukkafest
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

**Präsident Regierungsrat
Ilan Beresin**



Foto: Wiedemann

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!

Auf dem Weg in die Reichshauptstadt. Der Aufbruch galizischer Juden und Jüdinnen nach Wien gegen Ende des 19. Jahrhunderts



Verena LORBER

In Galizien kam es im Laufe des 19. Jahrhunderts zu vielschichtigen Veränderungen, die sich auch auf das Leben der orthodoxen Juden und Jüdinnen auswirkten. Viele mussten ihre „Shtetln“ verlassen und in der Ferne nach neuen Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten suchen. Vor allem die Reichshauptstadt Wien bildete einen großen Anziehungspunkt für die sogenannten „Galizianer und Galizianerinnen“.

In Folge werden die Auslöser der Migrationsbewegung dargestellt und die Lebensverhältnisse der galizischen Juden und Jüdinnen in Wien beschrieben. Ausserdem wird speziell auf die Situation der Galizianerinnen eingegangen und ihr Leben in Wien im Spannungsfeld zwischen Hoffnung und Realität beleuchtet.

Das Einsetzen des Modernisierungs- und Industrialisierungsprozesses in Galizien im 19. Jahrhundert veränderte das Leben der gesamten jüdischen Bevölkerung gravierend. Ihre bisherige wirtschaftliche Position im Bereich des Handels und der Industrie wurde entscheidend geschwächt. Parallel dazu entstand ein starker polnischer Nationalismus, der die galizischen Juden und Jüdinnen immer mehr aus dem öffentlichen Leben ausgrenzte und ihre Arbeitsbereiche einschränkte. Doch gerade zu dieser Zeit hätte die sich im raschen Wachstum befindende jüdische Bevölkerung mehr Betätigungsfelder benötigt. Dadurch verschlechterten sich die Lebensbedingungen, und eine zunehmende Verelendung der breiten Masse der orthodox lebenden Juden und Jüdinnen in den Shtetln Galiziens setzte ein. Diese Entwicklungen führten zur Öffnung der „engen Shtetlgemeinschaft“. Da das eigene Überleben in den Mittelpunkt des täglichen Lebens trat, konnten religiöse Pflichten und Aufgaben nicht immer eingehalten werden. Juden und Jüdinnen mussten oftmals auch am Sabbat arbeiten, um die Existenz ihrer Familie zu sichern. Diese Tendenzen führten unweigerlich zu einer gewissen Entfremdung vom traditionellen Judentum.

Das strenge religiöse Geflecht, in das die orthodoxen Juden und Jüdinnen in der Shtetlgemeinde eingebunden waren, begann sich zu lockern. Dadurch wurde der Weg für die Migration geebnet. Die Wanderung wurde für viele zur realen Möglichkeit, um in der Ferne ein besseres Leben führen zu können. Anfänglich wanderten die orthodoxen Juden und Jüdinnen in die nächst grösseren Siedlungen ab. Da sie dort jedoch keine Anstellung fanden, waren sie gezwungen, in die Städte weiterzuwandern.² Erst als in Galizien keine Chance auf eine wirtschaftliche Verbesserung gesehen wurde, machten sich viele der galizischen Juden und Jüdinnen auf den Weg in die Reichshauptstadt

Wien.³ Wien bedeutete für viele

„die Erweiterung von Galizien, der Endpunkt jener Wandervorgänge, die bereits in Galizien begonnen hatten und über die Provinzgrenzen schwappten. In Wien waren die Ankömmlinge von ihren zurückgelassenen Verwandten leichter erreichbar, [...] und Galizien war von dieser Stadt nicht wirklich getrennt.“⁴

Der Zuzug nach Wien kann zeitlich in zwei Gruppen unterteilt werden. Die kleinere Gruppe bildeten wohlhabende Juden und Jüdinnen, die in den 1860er und 1870er Jahren nach Wien zogen, um die besseren „Entfaltungsmöglichkeiten“ in der Reichshauptstadt zu nutzen. Die zweite, bedeutend grössere Gruppe bestand aus jenen Juden und Jüdinnen, welche gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen. Ihr Hauptmotiv für die Migration war, der Armut in Galizien zu entfliehen. Diese Gruppe war wesentlich fester in ihrer religiösen Tradition verhaftet.⁵

„Der Ostjude aus Galizien wurde zum Gespenst vergangener Zeiten. [...] Der Galizianer wurde zum Paradigma jüdischer Ghettoexistenz und Gegenbild des modernen deutsch akkulturierten Juden.“⁶

Den galizischen Juden und Jüdinnen war das Leben in einer westlichen Grossstadt fremd. Sie mussten sich erst an die Werte und Normen der neuen Umgebung anpassen. In Wien stiessen die verarmten Galizianer und Galizianerinnen auf eine doppelt ablehnende Haltung. Einerseits waren sie dem zunehmenden Antisemitismus der nichtjüdischen Bevölkerung ausgesetzt. Andererseits vertrat die ansässige Wiener Judenschaft die Meinung, dass sich die galizischen Juden und Jüdinnen negativ auf ihren eigenen Assimilationsprozess auswirken und durch ihr äusseres Erscheinungsbild den Antisemitismus fördern würden.⁷

Auf die galizischen Juden und Jüdinnen wurde somit von mehreren Seiten Druck ausgeübt. Sie entwickelten folgende Strategien, um diesen äusseren Einflüssen standhalten zu können und um ihre religiösen Traditionen und Bräuche aufrecht zu erhalten: Die Galizianer und Galizianerinnen siedelten sich hauptsächlich in den Bezirken Leopoldstadt und Brigittenau an, heirateten fast ausschliesslich untereinander, konvertierten kaum und gründeten ihr eigenes Netz an Organisationen. Die gegründeten Vereine stellten eine Verbindung zwischen der alten und neuen Lebenswelt dar und wirkten ihren Identitätsproblemen in der neuen Heimat entgegen. Es entstand eine Art galizisch-jüdische Subkultur inner-



Mag.ª Johanna Mikl-Leitner
Bundesministerin für Inneres

Anlässlich des bevorstehenden Chanukka-Festes wünsche ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift „DAVID“ und allen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern Österreichs alles Gute und persönliches Wohlergehen.



**Den jüdischen Mitbürgern
in unserem Lande
wünscht
zum Chanukkafest
alles Gute!**



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



*Allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift **David** sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs übermittle ich zum Chanukkafest meine besten Grüße.*

Dr. Claudia Schmied
Bundesministerin für
Unterricht, Kunst und Kultur



© jungwirth

Ich wünsche den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID meine besten Glückwünsche zum bevorstehenden Chanukkafest 5772!

Ihre

Dr. Beatrix Karl
Bundesministerin für Justiz





(c) www.marieluisebeck.de

Liebe Leserinnen und Leser,

in diesem Jahr denken wir anlässlich des Lichterfestes ganz besonders an die Familie Shalit, die nach fünfeinhalb langen Jahren endlich wieder gemeinsam mit ihrem Sohn Gilad Chanukka feiern kann. Nach fast zweitausend Tagen Gefangenschaft und Monaten voller Angst und Verzweiflung konnten Aviva und Noam Shalit am 18. Oktober diesen Jahres ihren Sohn wieder in die Arme schließen.

Ein Signal, das Hoffnung macht in einer Region, die leider viel zu oft von Gewalt und Aggression geplagt ist. Ein Lichtblick, der so gut zum Chanukka-Fest passt. Ein Fest, bei dem sich mit dem symbolischen Anzünden der Lichter auch die Hoffnung verbindet, dass das Licht die Finsternis vertreibt und damit Angst und Furcht besiegt werden. Die erleuchteten Kerzen geben uns allen Zuversicht für eine bessere und friedlichere Zukunft.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein friedliches, besinnliches und fröhliches „Chanukka samaech“

Ihre

Marieluise Beck

*Mitglied des Deutschen Bundestages
Bündnis 90/Die Grünen
Parlamentarische Staatssekretärin a. D
Mitglied im Präsidium der
Deutsch-Israelischen Gesellschaft*



Kurzbiographie: Luise Beck

Geboren am 25. Juni 1952 in Bramsche. Lebt seit 1983 mit ihrem Mann in Bremen und hat zwei erwachsene Töchter.

Abitur 1970 in Osnabrück. Studium in Bielefeld und Heidelberg (Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde). Lehrerin in Pforzheim.

Mitglied der GRÜNEN seit 1980. Sprecherin der ersten grünen Fraktion im Deutschen Bundestag, gemeinsam mit Petra Kelly und Otto Schily.

Seit 1983 Mitglied des Deutschen Bundestages mit Unterbrechungen u.a. als Mitglied der Bremischen Bürgerschaft und Sprecherin des Landesverbandes Bremen.

In der rot-grünen Bundesregierung (1998-2005) Beauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration und Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Seit 2005 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses.

Sprecherin der grünen Bundestagsfraktion für Osteuropapolitik.

Vorsitzende der Deutsch-Bosnischen Parlamentariergruppe des Deutschen Bundestags.

Seit 2002 Vizepräsidentin der DIG.

Mitglied der Parlamentarischen Versammlungen des Europarats und der OSZE.



Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

das Fest des Lichtes – Chanukka –, also die Erinnerung an das Wunder von Chanukka, dient dazu, Helligkeit in unsere Welt zu bringen. Bewusst stellen wir unsere Leuchter hinter die Fenster, damit ihre Lichter von der Strasse aus sichtbar sind. Die Botschaft von Chanukka ist keine Privatsache. Sie soll nicht nur nach innen wirken. Sie richtet sich an alle Menschen.

Wie in jedem Jahr entzünden wir auch heuer auf dem St-Jakobs-Platz mitten in München gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt eine überdimensionale Chanukkia. Fünf Jahre ist es nun her, dass unsere Gemeinde ihr neues Zuhause im Münchner Zentrum bezogen hat. Ganz bewusst haben wir sowohl die Grundsteinlegung im Jahr 2003 als auch die Einweihung der neuen Hauptsynagoge im Jahre 2006 auf den 9. November gelegt.

Novemberrevolution, Hitlerputsch, Pogromnacht, Mauerfall – ein ganzes Jahrhundert deutscher Geschichte spiegelt sich in einem einzigen Tag – ein Schicksalstag der Deutschen. Zwar ist die Erinnerung unkündbar – aber die Unabänderlichkeit der Vergangenheit ist es, die uns vor Augen führt, wie wichtig es ist, unsere Zukunft in die Hände zu nehmen und gemeinsam zu gestalten.

Die Deutungshoheit über dieses Datum obliegt uns. Und sowenig ich die schrecklichen Bilder des Jahres 1938 vergessen kann, so wenig Platz haben Sie in meinem Herzen. Dort trage ich Hoffnung und Glück, weil ich seit mehr als sechs Jahrzehnten in einer Stadt lebe, in einem Freistaat und in einer Republik, in der sich das Gute durchgesetzt hat.

Juden und Nichtjuden haben in den letzten sechs Jahrzehnten ernsthaft und nachhaltig alles daran gesetzt, dass die zwölf Jahre von 1933 bis 1945 nicht unsere gesamte Beziehung überlagern.

Die Synagoge im Herzen meiner Heimatstadt München ist für mich das Symbol der Heimkehr der Juden in Deutschland. Das alte Stadtbild, mit den Türmen der Frauenkirche in unmittelbarer Nähe der Hauptsynagoge ist wieder hergestellt. Wir Juden sind aus einem Hinterhof wieder zurück im Zentrum der Stadt – sichtbar, selbstbewusst und selbstverständlich.

Das Zünden der Chanukkalichter am St-Jakobs-Platz erneuert für mich den festen Glauben und die Dankbarkeit für die Wunder, die G-tt uns zuteil werden lässt. Lassen Sie uns alle auch weiterhin an Wunder glauben und an eine friedvolle und liebevolle Zukunft voller Hoffnung.

Dr. h. c. Charlotte Knobloch,

Vizepräsidentin des Jüdischen Weltkongresses und
Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern

Michael und Dr. Elizabeth FRIEDMANN und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

Mobil: +43-699-11788119
E-Mail: julius.dem@chello.at

wünscht allen Verwandten, Freunden und
Kunden im In- und Ausland ein friedvolles
Chanukkafest.



Das sind aussergewöhnliche Begleitumstände zur Finanz- und Schuldenkrise weltweit und innerhalb der Europäischen Union. Der harmonische Fortbestand der Union scheint seit Jahrzehnten erstmals gefährdet. Gefragt ist maximale Solidarität unter den EU-Ländern. Selten zuvor hat sich der Solidaritätsgedanke so massiv und fast täglich ins Bewusstsein der Europäerinnen und Europäer gedrängt. Denn klar ist, gibt es diese Solidarität nicht, droht auch das Friedensprojekt EU zu scheitern. Da wird spürbar, was Solidarität ist, welchen Wert sie hat, wenn es darauf ankommt. Diese Phase ist aber auch eine Chance, Solidarität auch jenen gegenüber zu zeigen, die mit uns innerhalb der EU leben, aber auch jenen gegenüber, die ausserhalb Europas auf Solidarität hoffen oder auf sie angewiesen sind. Je weiter man den Solidaritätsrahmen auslegt, desto deutlicher wachsen die Chancen für einen weltweiten Frieden. Die Friedenszeit in Mitteleuropa seit 1945 sollte Vorbild sein. Das sollte möglichst vielen in diesen Tagen bewusst werden. Damit Geschichte Sinn bringt.

In diesem Sinne wünsche ich allen jüdischen Gemeinden in und ausserhalb Österreichs und allen Leserinnen und Lesern der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID ein friedvolles CHANUKKA FEST.

LR Dr. Josef Martinz
Obmann der ÖVP Kärnten



© Manca Juvan/Stability Pact

Besinnt man sich der Wurzeln Europas, so ist die jüdisch-christliche Tradition neben der Antike nicht wegzudenken. So war und ist auch der Beitrag des Judentums in Österreich von unschätzbarem grossem Wert. Deshalb ist dieser nach wie vor unendlich gefragt und erbeten - nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa.

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID hat es sich seit 1989 zur Aufgabe gemacht, einerseits die ganze Bandbreite der jüdischen Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum, andererseits die jüdische Geschichte und Volkskunde im Allgemeinen lebendig zu halten.

Dieser Beitrag zum gelebten Kulturaustausch, zur Förderung des christlich-jüdischen Dialogs und der Völkerverständigung ist enorm wertvoll für uns alle, denn jedes Bemühen um bessere Verständigung trägt auch zu mehr Toleranz, Akzeptanz und Frieden bei.

In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes und friedvolles Chanukka-Fest!

Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek
Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa (IDM)



**Bundeskanzler a. D.
Dr. Wolfgang Schüssel**

Liebe Leserinnen und Leser,

ich wünsche Ihnen ein fröhliches Chanukka-Fest 2011, überall auf der Welt feiern Menschen dieses Lichtfest im Kreise ihrer Familie. Chanukka als ein Zeichen der Hoffnung, des Zusammenhalts und der Lebensbejahung. Möge auch dieses Jahr die Dunkelheit Stück für Stück zurückweichen und mit jeder Kerze mehr Wärme in die Herzen Einzug halten.

So übermittle ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünsche und schöne Feiertage.



© Seniorenbund

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern des DAVID im Namen des Österreichischen Seniorenbundes ein fröhliches Chanukka-Fest.

Möge das Lichterfest Sie stärken für die Herausforderungen unserer Zeit. Mögen wir lernen den Scheinwerfer darauf zu lenken, den großen Krisen gemeinsam zu begegnen, anstatt Bevölkerungsgruppen gegeneinander auszuspielen. Und möge es uns ein friedliches Zusammenleben bringen - in allen Kulturen und in allen Generationen.

Ihr

NR-Präs.i.R. Univ.-Prof. Dr. Andreas Khol
Bundesobmann des Österreichischen Seniorenbundes



Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes Chanukka-Fest und hoffe, Sie können dieses Fest im Kreise Ihrer Familie und Freunde verbringen.

Dr. Maria Fekter
Finanzministerin

Zum bevorstehenden Chanukka-Fest 5772 wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!



Dieses Fest soll Anlass zur Besinnung und zum Innehalten sein, es soll aber auch ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

Möge das kommende Jahr 2012 geprägt sein von Offenheit und Vielfalt, von Verständnis und Toleranz sowie Respekt und Akzeptanz. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass für alle Menschen ein Zusammenleben in Frieden und Sicherheit möglich ist.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein friedvolles Chanukka-Fest.

Erster Landeshauptmann-Stv. der Steiermark
Hermann Schützenhöfer

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift David ein frohes und friedvolles Chanukka!

Mögen die Lichter des Chanukka-Leuchters auch ein Zeichen der Erneuerung unserer Welt und ein Zeichen für die Präsenz und das Wirken der Jüdinnen und Juden in Österreich sein.



© ÖVP-Klub/Bettina Mayr-Siegl

Fritz Neugebauer
Zweiter Präsident des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH
Parlament

Beim 8 Tage andauernden Chanukkafest, das heuer am Vorabend des 21. Dezembers beginnt, werden innere Einkehr, Gemeinschaft und Licht in das Zentrum gerückt. Dabei steht das Licht symbolhaft für Hoffnung. Es ist die Hoffnung auf ein besseres Miteinander durch den gemeinsamen Dialog und die Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Konflikts im Nahen Osten.

Das Licht steht aber seit jeher auch für Erleuchtung. In einer Zeit, in der Toleranz oftmals als philosophischer Wert zu erstarren scheint und vielfach nicht mehr gelebt wird, müssen wir gemeinsam darauf achten, wieder nach mehr Offenheit gegenüber fremden Traditionen, Sitten und Kulturen zu streben.

Ich danke der Redaktion für ihr Engagement und wünsche Ihnen und den Leserinnen und Lesern des DAVID sowie der jüdischen Gemeinde Österreichs auf diesem Wege in großer Verbundenheit ein friedliches, besinnliches und schönes Chanukka-Fest.



Werner Faymann
Bundeskanzler

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



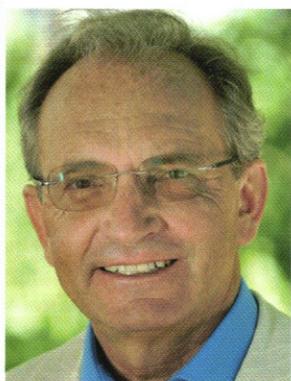
ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen ein schönes
Chanukkafest!



Im Namen
der Landeshauptstadt
Innsbruck
wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
des DAVID
und der gesamten
jüdischen Gemeinde
Österreichs ein schönes
und friedvolles Chanukkafest.
Mag.^a Christine Oppitz-Plörer
(Bürgermeisterin)



Bezirksvorsteher
Leo Plasch

wünscht im Namen der

**Bezirksvertretung
Wieden**

ein friedvolles
Chanukka-Fest



**Ich wünsche
ein besinnliches
Chanukka.**

LT-Abg. Maria Buchmayr

www.ooe.gruene.at



wünscht allen LeserInnen des
DAVID und allen FreundInnen des
Sigmund Freud Museums
ein friedvolles Chanukkafest!



Sie wollen Ihre Zahnersatzprobleme im Ausland lösen, aber österreichische Qualität, Betreuung und Garantie? Sparen Sie Zeit und Benzin - rufen Sie uns an!

Unser Profi-Team arbeitet ebenso preiswert, aber vielseitig, erfahren und zuverlässig: Zahnersatz, Implantate, Laserchirurgie, Prophylaxe und Pharodonto-sebehandlung, Digitalröntgen sowie Keramikronen.

Ass.-Prof. Dr. Michael Mick
1040, Schleifmühlgasse Nr. 7/8
(alle Kassen), Telefon 01/587 43 08
Montag 14 bis 19 Uhr, Dienstag und
Donnerstag 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr
Mittwoch 8 bis 15 Uhr, Freitag 8 bis 13 Uhr.

Achtung: Neu: Ab sofort auch Freitag Nachmittag
und Samstag nach Vereinbarung möglich!

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 485 97 70

- Elektrogeräteverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

**wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!**

 Julia NEURUHRER

Mödling, 15. November 1938: „Der jüdische Tempel ist vor einigen Tagen vollständig ausgebrannt. Es war daher erforderlich einen Demolierungsauftrag zu erteilen, sodass das Bauwerk aus dem Stadtbild Mödlings überhaupt verschwinden wird.“¹

Bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich in Mödling, in der Nähe Wiens, ein weiteres Zentrum jüdischer Ansiedelung.² Die reichen Juden besaßen Weinberge, Realitäten und Äcker und waren wichtige Geldgeber der Stadt.³ In der heutigen Kaiserin Elisabeth-Strasse Nr. 7 (früher Judengasse) befand sich im Hinterhof eines Hauses, vermutlich aus dem späten 14. Jahrhundert stammend, eine gotische Synagoge, von der zwei Zeichnungen von 1875 überliefert sind. Die vermutliche Türe der Synagoge wurde später als Archivtüre des Mödliner Rathauses verwendet, und befindet sich heute im Mödliner Museum. Durch die Judenverfolgungen 1420/21 wurden die Mödliner Juden vertrieben und ihr gesamter Besitz entzogen. Auch die Synagoge in der Judengasse fiel an Herzog Albrecht V.⁴

Erst um 1840 vermehrte sich wieder die Zahl der jüdischen Bewohner in Mödling, die in den sechziger Jahren einen Bethausverein mit eigenem jüdischen Friedhof gründeten. Die Gottesdienste wurden von 1860 bis 1880 in einem Betraum in der Klostersgasse Nr. 8 abgehalten.⁵ Am 20. November 1888 erwarb die Israelitische Bethausgenossenschaft die Liegenschaft Enzersdorferstrasse Nr. 6, den späteren Bauplatz der Synagoge. Dort, in dem gemeinsam mit dem Grundstück erworbenen Gebäude einer ehemaligen Schlosserwerkstätte, richtete sie ein „Tempelgebäude“ ein.⁶ Die Israelitische Kultusgemeinde wurde schliesslich 1892 gegründet, und der Bedarf für ein neues Gotteshaus wurde immer grösser. Unter Vorsteher Ignaz Belai wurde die Synagoge, ein überkuppelter Zentralbau, nach dem Entwurf des Architekten Ignaz Nathan Reiser, 1912-1914 errichtet.

Ignaz Nathan Reiser, geboren am 24. Jänner 1863, war ein bedeutender jüdischer Architekt des 20. Jahrhunderts. Er errichtete neben etlichen Wohn- und Geschäftsbauten auch viele öffentliche Gebäude für die Israelitische Kultusgemeinde, die grossteils zerstört wurden. Als sein Hauptwerk gilt die israelitische Zeremonienhalle am Wiener Zentralfriedhof.

Der Bauplatz der Mödliner Synagoge⁷ befand sich auf der Enzersdorferstrasse Nr. 6, mitten im Zentrum der Stadt, in repräsentativer Lage an einer Hauptverkehrsstrasse. Die Synagoge besass ihren Eingang auf der Westseite, um die übliche Gebetsrichtung nach Osten zu ermöglichen. Die Station der Dampftramway und später des 360ers (die Strassenbahnlinie verband die Städte Mödling und Mauer) befand sich hinter der Synagoge. Somit sahen die Besucher der Stadt Mödling nach ihrer Ankunft am Bahnhof die Ostfassade der Synagoge, die als freistehendes Gebäude konzipiert wurde. Das Gebäude wurde 5-6 Meter von der Enzersdorferstrasse zurückgesetzt, so dass ein strassenseitiger Vorplatz entstand. Umgeben wird der mit Nadelbäumen geschmückte Platz von einem Drahtgitterzaun der Firma Neurath.⁸ Die Westfassade, an deren Seite sich auch der Haupteingang befindet, wurde am prachtvollsten ausgeführt. Den Mittelpunkt bildete ein grosses rundes Fenster im Mittelrisalit mit Davidstern, das von 16 kleinen Rundfenstern umgeben war und über dem sich eine hebräische Inschrift befand.⁹ Die Dachlandschaft bestand aus mansardenförmigen Dächern, welche unten weit auskragen und zuerst steiler und danach flacher anstiegen. Die Kuppel im zentralen Hauptraum wurde durch ein oktogonales Dach abgeschlossen, auf dem eine mit Blech verkleidete, achteckige Holzlaterne befestigt war. Sie besass auf allen Seiten achteckige Fenster und einen „Betonflachrundknauf“ mit eingesetztem Davidstern zum Abschluss, wie ihn auch die zwei Turmstümpfe trugen.¹⁰ Das ehemalige Bethaus wurde 1926, ebenfalls nach Plänen des Architekten Ignaz Nathan Reiser, zum Verwaltungsgebäude mit Festsaal und Wohnung des Rabbiners umgebaut.

Als Beispiel der Verstärkung antisemitischer Tendenzen in Mödling kam es bereits im April 1927 zur ersten Verwüstung der Synagoge. Die Fensterscheiben des Tempels wurden durch Steinwürfe zerschlagen, was später als „unglücklicher Zufall“ bezeichnet wurde.¹¹ Am 11. März 1938 wurden die ersten Hakenkreuzfahnen gehisst, und bereits am 27. April 1938 fanden pogromartige Ausschreitungen in Mödling statt. Die „Mödliner Nachrichten“, die schon längst unter der Aufsicht der Nationalsozialisten standen, berichteten, ein jüdischer Geschäftsmann habe auf die Frage eines Käufers fälschlicher Weise geantwortet, dass er ein „arisches Geschäft“ führe. Dieser Vorfall wurde als Begründung des Pogroms herangezogen.¹² Es folgte ein weiteres Attentat auf die Synagoge: „Am 17. Mai 1938 drangen um

 Schlomo HOFMEISTER

Zur Herkunft und Bedeutung der Bezeichnung „Chanukka“ für das achttägige jüdische Lichterfest – es findet in Erinnerung an zwei Wunder aus dem Jahre 165 vor der allgemeinen Zeitrechnung in Jerusalem statt – finden wir in der rabbinischen Literatur eine Reihe verschiedener Erklärungen.

Rabbi Jitzchok von Wien (1200-1270), besser bekannt als „Or Sorua“, dem Titel eines seiner Werke, identifiziert den Namen direkt mit dem hebräischen Wort „Chanukka“, was soviel wie „Einweihung“ bedeutet und sich demnach auf die Einweihung des durch die Hellenisten Jahre zuvor entweihten und dann von den Hasmonäern wieder errichteten Opferaltars im Jerusalemer Tempel bezieht. Der deutsche Rabbiner Jakob Emden (1696-1776) setzt die Ereignisse und Wunder unter den Hasmonäern in Verbindung mit der „Chanukat HaBajit“, der Einweihung des Jerusalemer Tempels, nach dessen Wiederaufbau unter dem Perserkönig Darius, was mehrere Jahrhunderte zuvor, aber ungefähr zur gleichen Jahreszeit stattfand.

Tatsächlich genau am 25. Kislev, wie der erste Tag von Chanukka, jedoch 930 Jahre früher, wurde das *Mischkan* („Stiftzelt“) in der Wüste Sinai fertiggestellt, das als tragbares Heiligtum die Kinder Israels auf ihren Wanderungen nach dem Auszug aus Ägypten 40 Jahre lang begleitete. Zwar fand dessen Einweihung erst vier Monate später, im Nissan statt, dennoch stellen unsere Weisen einen spirituellen Zusammenhang zwischen diesen beiden Ereignissen her, da am 25. Kislev unter den Hasmonäern das Jerusalemer Heiligtum neu eingeweiht wurde, und ebenfalls an einem 25. Kislev das *Mischkan* in der Wüste hätte eingeweiht werden können, da es an diesem Tag fertiggestellt worden war – hätte nicht *HaSchem*, wie wir aus dem Midrasch wissen, aus bestimmten Gründen den Monat Nissan dazu bestimmt.

In der rabbinischen Literatur des frühen Mittelalters finden wir aber auch noch ganz andere Erklärung des Namen „Chanukka“. So lässt sich beispielsweise das Wort Chanukka aufteilen in das Wort *Chanu*, was soviel bedeutet wie „sie kamen zur Ruhe“, und „ka“, die beiden hebräischen Buchstaben „Chof-Hej“, also die hebräische Schreibweise der Zahl 25; eine Anspielung auf die historischen Ereignisse, die wir an Chanukka feiern: „Sie (die Makkabäer) kamen zur Ruhe (nach ihrem Kampf gegen die Hellenisten) am 25. (Kislev).“

Wer waren diese Makkabäer, die sich so nennenden Anhänger und Unterstützer des Jehuda HaMakkabi, dem Sohn des Priesters Mattisjahu aus der Familie

der Hasmonäer, dem Initiator und Anführer des jüdischen Freiheitskampfes gegen die hellenistischen Seleukiden? Waren sie tatsächlich Partisanen? Mutige Kämpfer, die in der Verteidigung ihrer persönlichen Freiheit und politischen Unabhängigkeit der fremden Besatzungsmacht trotzten und sich aufgrund ihrer militärischen bzw. ihrer strategischen Überlegenheit letzten Endes siegreich behaupten konnten?

Der von physischer Kraft strotzende, strahlende Heldenmythos der Makkabäer ist eine sehr späte Erfindung des karolingischen Mittelalters und entspricht mehr den Ideen des abendländischen Rittertums als den den historischen Tatsachen und den Idealen des Judentums. Nichtsdestotrotz hat sich dieses anachronistisch und kulturfremd stilisierte Bild des kämpfenden Märtyrers in der nicht-jüdischen Politik und Kunst Europas, von der Kreuzzugspropaganda Papst Urbans II, über das nach Jehuda HaMakkabi benannte Oratorium „Judas Makkabäus“ von Georg Friedrich Händel, bis in die frühe Neuzeit weiterentwickelt und wurde im vergangenen Jahrhundert in dieser dem Judentum eigentlich nach wie vor wertfremden Form sogar in einigen jüdischen Kreisen als heroisches Vorbild re-importiert. Die uns aus den antiken jüdischen Quellen und der rabbinischen Literatur bekannten Makkabäer eignen sich jedenfalls kaum als Namensgeber für eine Biersorte oder als Vorbild für wettkampfbegeisterte Fussballer oder andere Sportler.

Wie Rabbiner Mordechai Joffe (1530-1612), auch bekannt nach dem Titel seines Werkes als „Le-wusch“, betont, stellten die das Land Israel zum damaligen Zeitpunkt bereits seit längerer Zeit kontrollierenden Seleukiden nicht so sehr eine Bedrohung für die physische Existenz unserer Vorfahren dar als vielmehr für ihr traditionelles jüdisches Leben und die Verbundenheit zur Tora. Um sein Ziel durchzusetzen, die Juden zum Hellenismus zu bekehren und sie somit wie alle anderen Völker zu machen, erliess Antiochus unter anderem die folgenden drei Verbote, die er zu recht als zentral erachtete, um das Judentum zu brechen: das Verbot, die Schabbat-Vorschriften einzuhalten; das Verbot, den Neumond zu verkünden, also die Grundlage des jüdischen Kalenders und die davon abhängige Beachtung der jüdischen Feiertage, sowie das Verbot von Brit Mila. Wie Rabbiner Jehuda Löw (1520-1609), auch bekannt als der Maharal von Prag, erklärt, verfolgte Antiochus den perfiden Plan, dem jüdischen Volk die Verbindung zu seiner *Keduscha* („Heiligkeit“) zu nehmen, um dadurch seine Wertschätzung der Tora zu zerstören. Er verstand, dass die Juden bald ihre

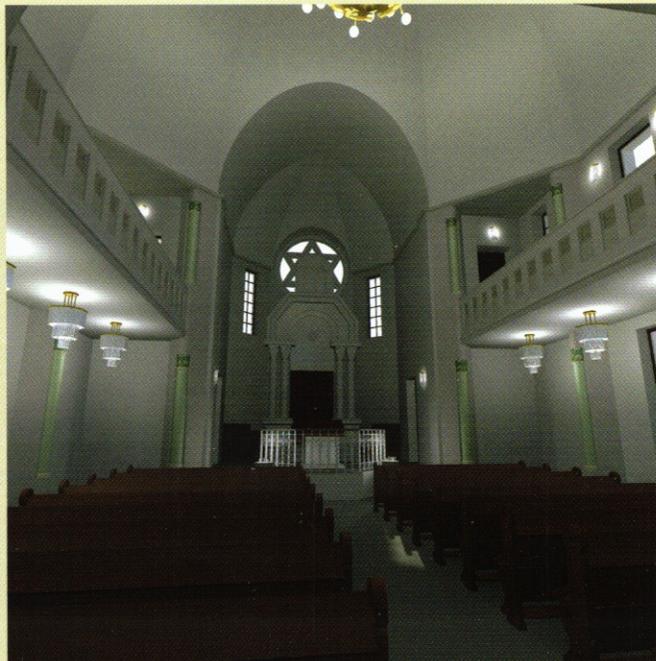
Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Mödling



Julia NEURUHRER



Strassenansicht der Synagoge in Mödling.



Innenansicht mit Blick zum Thoraschrein.

